

Rektor Hildebrandt

Das Bollwerk

PREIS 40 PF.



STETTIN
Frühjahr 1942
April - Mai - Juni

Heft 2 / 13. Jahrgang

Alte Bäuerin
Gemälde von Gerhard Wessel,
Böskow, Kreis Deutsch Krone

Aufnahme: Privat

Aus dem Inhalt

	Seite
„Die wir dich schweigen in Ehrfurcht“	21
Bernt Notke — ein Pommer / Von Otto Holtze	22
Ein politischer Buchhändler / Von Johannes Diebenow	25
Theodor Fontanes Festungshaft auf der Insel Oleron / Von Kriegs- berichter Rolf Dormann	27
Das Rügenerlebnis Heinrich Anackers / Von Hermann Ploetz	29
Vierundzwanzig Jahre Stettiner Musikleben / Von Karla König	31
Ode auf die Wiederkunft des Königs (1763) / Von Karl Wilhelm Ramler	33
Jung-Blücher und die Preußen / Von Alfred Hein	34
Großmutter is krank / Von Hedwig Rodatz-Maß	34
Bäuerin am Pflug / Von J. H. E. Büttner	35
Kulturleben in Pommern	36
De Heldenbrut / Von Otto Graunke	37
Die Verwundeten / Von Paul Fulbrecht	38
Reichspommernbund	40

Seit 25 Jahren



Togal
TABLETTEN
bei
**Rheuma · Gicht
Neuralgien
Erkältungs-
Krankheiten**





Provinzialbank Pommern

Landesbank — Girozentrale

Hauptanstalt in **Stettin** Luisenstraße 13

Zweiganstalten in

Schneidemühl **Stolp** **Stralsund**

Posener Str. 22

Kaufmannswall 6

Alter Markt 10

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte

Das Bollwerk

MONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND HEIMAT IN POMMERN

13. Jahrgang / Heft 2

Stettin / April - Mai - Juni 1942



18198

„Die wir dich schweigen in Ehrfurcht“

Heilig die Tiefen, in denen der Sprache ewige Feuer lodern! Die Bezirke der Mütter sind es, darinnen das Geheimnis beschlossen und in welche wir uns kehren, wenn hinter allen Verwandlungen die reine und unteilbare Gestalt zu verblassen beginnt und wir hinter dem Zufälligen das Gültige uns ersehnen. Dann bergen wir das Gesicht in die rote Nacht unseres Innern und knien am Ufer des raunenden Stroms unseres Blutes, lauschend der uralten Mär vom ersten Tage, da eine Mutter zärtlich ihr Kind nannte mit ihrem Laut, und es fand sich im Wort und höre: es war deutsch. Blendet die Augen uns, schließt unser Ohr, die Hände bindet, ja, selbst den Mund auch vernäht uns, und es schlägt das Herz noch, seine bitterste Verzweiflung klagt es in der einwendigsten Einsamkeit sich selber auf deutsch und erfährt so, es sei nicht verlassen, denn Sprache, das bin nicht Ich und das bist nicht Du — das sind Wir, wir Volk.

Daß wir dies dürfen, die Brücke schlagen, ist die Gnade der Sprache. Groß wächst und gewaltig der Wald, stolz lebt er und kühn sein Dasein nach reinem Gesetz; steter und immer gleichgerichtet formt seine Gemeinsamkeit ihre Einbildung ins Wesen aus, als unser Volk es vergönnt ist. Doch führt keine Brücke über die Vereinzelnung von Baum zu Baum als der natürliche Zwang des So - sein, des Sein - müssen ohne Irren. So harret der Wald in sich selbst, so west die Natur sich selbst genug. Es ist ihr die Sprache nicht gegeben, der Ruf nicht und darum keine Berufung. Auch wir müssen, soweit wir Teil der Natur sind und stehen unter dem dunkeln bald, bald lichten Zwange des Lebens, der da heißt: Erbe — Fessel und Verheißung in einem.

Nicht geringer aber der Augenblick, vom gleichen Geheimnis unwittert, als jener, da unergründlich der Strahl des Lebens in die Welt zuckte, dieser, da der Sprache erstes Wort von einer Mutter zum Kinde floß und mit ihm der Mensch der Natur, ihr zugehörig noch, gegenüber trat. Wie erst das Müssen senkte jetzt das Wollen der Welt sich ein; zur Gebundenheit trat die Freiheit. Ohne Freiheit aber ist keine Geschichte; wo das erste Wort laut wurde, hebt die Geschichte an.

Uraltes Rätsel, schwer zu tragen, nie gelöst, ist, daß die Geschichte uns hält in unserer Gebundenheit, daß wir indessen sie formen aus unserer Freiheit. Rätselwort war schon das erste Wort. Als zwei in der Sprache sich und des anderen bewußt geworden und sie sprachen zusammen, mißverstanden sie einander; das Wort war doppeldeutig und konnte einen Sinn doch nur haben. So kam die träge Masse in Bewegung, und dieses Hin und Her aus der Spannung, die im großen Einklang sich vollzieht, heißt Geschichte. Nicht ewiger Fortschritt ist sie, darin Gut und Böse einander folgen, wie Außerweltliches und Überirdisches die Fäden ziehen mag; so der Wald dem Einbild nachwächst in unabdingbarer

Notwendigkeit, vollendet sich in der Geschichte das Volk in immer reinerer, edlerer, stolzerer Selbstdarstellung aus der Freiheit des Willens.

Mensch sagten wir erst und sagen nun Volk. Denn Mensch, das ist eines der gefährlichen, vieldeutigen, hinterhältigen Worte, an denen wir uns zu entscheiden haben zu Irrtum oder Wahrheit. Mensch, streiten die einen, sei alles, was einander ähnele nach der Wahrnehmung und Aufzeichnung der Sinne; wir mißtrauen dem äußeren Gesicht. Mensch, glauben die anderen, sei, was in der Erwählung und Gnade einer Überwelt stehe; wir mißtrauen dem inneren Gesicht. Wir haben unsere Wahrheit nicht außer uns oder über uns, wir treten von den Zufälligkeiten zurück und kehren uns einwärts, wir treten ehrfürchtig an des Blutes ewigen Strom und lauschen der Sprache der Mutter — die aber ist deutsch —, denn unsere Wahrheit ist die Freiheit, zu wissen, daß wir gebunden sind! Mensch sein heißt darum uns, Glied unseres Volkes, Deutsche sein, denn nach den Gesetzen der Rasse und des Erbes sind wir geboren und bestimmt als Kreaturen; nicht genügt das — wie wüßte der Wald, daß er Wald, Eiche, daß sie Eiche sei? — erst als wir uns wollten und riefen, wurden wir, was wir waren: Deutsche. Die Sprache war unser Spiegel, darin wir uns erfuhren als die unteilbare Dreierheit, aus der wir bestehen, wie der Raum ist aus seinen drei Tiefen, jede ein anderes, doch nimm eine nur hinweg, und es ist nicht mehr Raum; unsere Tiefen aber sind Leib, Seele, Geist, und in der Freiheit unseres Willens messen wir uns darin mit dem Maße der Sprache. Die erst trennte, damit aus Irrtum Geschichte werde, sie führt auch wieder zusammen, daß die Geschichte einen Sinn erhalte; sie schied die Masse, damit sie sich gliedere, sie ordnete die Glieder, daß sie sich zum Körper fügten, der sich selbst zu, seinem Einbild entgegen wachse.

Irrtum und Sinn, Umweg und Reife — das ist das Bild unserer, der Deutschen Geschichte in dem Jahrtausend. Immer aufs Neue fielen wir an das Fremde, den Fremden zu. Wo die Not der Verwirrung am bittersten war, redeten wir mit anderen Zungen; wir mieden der Mütter heiligen Bezirk, und unsere Sprache schwieg. Wir suchten die Gestalt und glaubten ihre Grenzen auszuschreiten, dort, wo das Fremde begann. Man begreife: um des Eigenen willen mußten wir das Fremde finden. So erfüllten wir Gesetz und Auftrag. Wir wurden Wanderer, Heimatlose oft; einsam und verloren standen wir in der Welt, Europens ärmste Söhne. Verzweifelt ihr — in der hohen Stunde der Erfüllung war immer der eine da, der das Antlitz barg in der roten Nacht, im Schoße der Mutter; ihm schenkte sich das Wort, als sei das erste es, er ward der Sprache, Muttersprache mächtig. Die Zerstreuten und Vereinzelnten hörten seinen Ruf und in ihm die Berufung eines großen Willens. Da kehrten sie zurück,

D.M. / M. / 052

warfen fort den fremden Tand, mit dem sie ihre Blöße hatten zu bedecken gemeint und fanden heim, mit nichts als ihrer Nacktheit angetan. Wer aber ist reicher als der Ärmste, der nur sich selbst besitzt, sich aber ganz? Sahen sie sich an, die Nackten, so erkannten sie ihren Adel, sie spürten sich wachsend, reifend, der Vollendung der reinen Gestalt entgegengeführt. Dann wirbelten sie die Fackeln in die Luft und schlangen das Schwert; eben Bettler noch, waren sie Herren, die ohne Herdstatt Träger des Reiches. Wort ist Macht, weil Sprache Willen ist.

So stand Luther in seiner Zeit. Er zog aus, einen Gott zu finden und brachte heim den deutschen Menschen, der in seiner Gestalt das nordische Erbe des Blutes wie ein lichtiges Ahnen fühlte. Er stritt um die Schrift, des Kampfes Preis aber war die Gemeinsprache der Deutschen, Urlaub aus der Mütter geheimnisträchtigem Kreise.

Uns aber, die wir heute heilig glühen, denen die Worte Zeichen sind für unerhörte Dinge, die wir mit seligem Schauder das Glück der Läuterung erfahren und demütig doch die kostbare Blüte und die junge Frucht niederlegen auf dem Opferstein des Vaterlandes, uns stellte eines Mannes Mund in den Sturm unserer Sprache, traf eines Mannes Ruf mitten ins Herz. Uns zwang des Führers Willen zum Dienst. Was anderes denn hieß uns, ihm folgen, als der Strom seiner Reden, der ist der ewige Strom unseres Blutes, den wir im

Sande später Geschlechter verloren glaubten? Sie lachten sein, weil er sprach, dieweil sie sich abwerkelteten mit ihres Alltags Flickens und sie begriffen nicht, daß die elementische Gewalt der Schöpfung, der Volks-Schöpfung in seiner Sprache wirkte, daß seine Sprachkraft Wille hieß und Tat forderte. Ihnen war die Sprache ein Scherben, ein Gefäß ihrer Eigensucht, irdene Schale beschämender Notdurft den einen, ziervolle Vase genießerischen Spiels den anderen. Wir aber trugen ein ergreifendes Ahnen in uns, daß Sprache und Geschichte eines sind von Anbeginn, zur Not oft, zum Siege immer! Wohl hüten die Dichter über Umweg und Irrtum hinweg der Sprache heilige Flamme, daß nie sie ganz verlöschen möge. Am stillen Feuer aber entfacht der Große, der Geschichte macht, weil ihn die Geschichte berief, seine Fackel und wirft den Brand seines Wortes in die Welt, die im Loderschein erkennt: dort stehen die Deutschen und sind ein Volk und tragen das Reich.

Das ist uns die Sprache. Und wir halten sie heilig darum. Laßt uns bekennen mit Josef Weinheber, dem Dichter, der die Flamme, die ihm zu bewahren gegeben, mit seinem Herzblood nährte, da die Gemeinheit sie zertreten wollte:

„Sprache unser!

Die wir dich sprechen in Gnaden, dunkle Geliebte!

Die wir dich schweigen in Ehrfurcht, heilige Mutter!“

w. hu.

OTTO HOLTZE

Bernt Notke — ein Pommer

Der verbrecherische Anschlag der englischen Luftpiraten auf die alte Hansestadt Lübeck hat die Augen aller jener unter den Völkern des Nordens, in deren Herzen der jüdische Geist noch nicht den Glauben an die ewigen Werte abgetötet hat, wieder auf die Krone unter den Städten des Ostseeraumes gelenkt. Ihnen soll dieser Aufsatz, der, als das Attentat verübt wurde, bereits vorlag, aus einem wissenschaftlichen Bericht zu einer Anklage gegen die plutokratischen Kulturschänder werden.

Die Bedeutung Lübecks beschränkte sich in seiner Blütezeit, dem späteren Mittelalter, nicht nur auf die politische und wirtschaftliche Vormachtstellung im gesamten Ostseeraum, die mächtige Hansestadt hat auch Großes und Bleibendes für das Deutschtum durch die kraftvolle kulturelle Durchdringung dieses Gebietes geleistet. Die Kunst Lübecks beherrschte das gesamte Ostseegebiet, die deutschen Küstenländer wie den baltischen Raum bis nach Finnland und die skandinavischen Reiche. Durch die Erforschung der hanseatischen Kunst ist uns die zentrale Stellung Lübecks im kulturellen Leben des späten Mittelalters, vor allem auf dem Gebiete der bildenden Kunst, erst voll zu Bewußtsein gekommen. Noch stärker und abschließlicher als in Süddeutschland

Nürnberg führte im Norden Lübeck; es hat seine Kunst und sein Kunsthandwerk so hoch entwickelt, daß die Werkstätten seiner Meister durch Jahrhunderte für das Kunstleben des Nordens bestimmend geworden sind. So gingen die gemalten und geschnitzten Altäre, die Figuren in Holz und Stein und die Geräte lübischer Kunsthandwerker auf den Koggen der Hanse hinaus nach Stockholm und Bergen, nach Riga und Reval und zahllosen kleineren Orten, und so finden sich noch heute auch an entlegenen Punkten bis hinauf in den Norden Norwegens die Zeugnisse der hohen Kunstgesinnung Lübecks.

Als größter und universalster Meister Lübecks schuf am Ende des Mittelalters Bernt Notke seine ganz norddeutsch empfundenen, kraftvollen und monumentalen Werke. Er war Maler und Bildschnitzer zugleich, wie die großen süddeutschen Meister dieses Jahrhunderts, wie Konrad Witz und Hans Multscher, Michael Pacher und Veit Stoß, dazu aber noch Zeichner für den Holzschnitt; auf allen diesen Gebieten erscheint er gleichermaßen groß. Und dieser überragende norddeutsche Künstler der Spätgotik, dessen Werk sein Gepräge durch eine Weiterentwicklung der bodenständigen lübeckischen Überlieferung in enger Verbindung mit dem gleichzeitigen Kunstschaffen der

Niederlande erhält und selbst die höchste Zusammenfassung aller Kräfte und Eigenschaften der Kunst Lübecks bildet, war ein Pommer!

Wir danken es dem in der Erforschung der norddeutschen Kunst schon mehrfach bewährten Kunsthistoriker Dr. Walter Paatz, daß er in seinem 1939 vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft herausgegebenen zusammenfassenden Werk über Bernt Notke die geschichtliche Erscheinung des Meisters in ihrer ganzen Größe erfaßt hat. Die Betrachtung der Kunstwerke wird durch eine eingehende, auf die überlieferten Urkunden gestützte Darstellung des Lebens eingeleitet. Sie ergibt unzweifelhaft, daß der Ort Lassan, der in einer Lübecker Ratsurkunde von 1467 als Geburtsort Notkes genannt wird, nur die kleine Stadt Lassan in Vorpommern sein kann. Denn diese Urkunde bestätigt den vom Rat in Lassan ausgestellten Geburtsbrief Notkes. Wenn man früher glaubte, das Dorf Lassahn bei Lübeck als Geburtsort ansehen zu müssen, so ist das durch die Urkunde insofern widerlegt, als wohl die kleine Stadt Lassan in Pommern einen Rat mit der Befugnis zu urkunden und zu siegeln besaß, niemals aber ein Dorf.

Leider ist das Geburtsjahr des Meisters nicht überliefert. Da er schon 1467



Kopf eines Königs
aus dem Dom
zu Abo

Karl den Kühnen von Burgund. Diese enge Verbindung des Künstlerischen und des Handwerklichen ist für die ganze Zeit charakteristisch, verkörpert sich aber gerade in der Person Notkes in besonders ausgeprägter Weise. Für die verschiedensten kunsthandwerklichen Zweige hat Notke Entwürfe geliefert. So erhielt sich in Vassunda (Upland) ein prachtvolles Prozessionsbanner, das in Stickerei eine von Notke entworfene Sankt-Jürgen-Darstellung zeigt. Noch zu seinen letzten Arbeiten gehört der Entwurf einer messingnen Grabplatte des Hermann Hutterock in der Lübecker Marienkirche (um 1508), die den Toten und seine Frau unter reicher Kielbogenstellung zeigt und die mächtige, drängend bewegte Formensprache des Meisters aufweist.

Als etwa Fünfzigjähriger war Notke bereits ein berühmter und hochangesehener Meister. Das bezeugen die bedeutenden Aufträge, die ihm aus den verschiedensten Gebieten des Ostseeraumes zuteil geworden sind. So schuf er 1478 den großen Hochaltar im Dome zu Aarhus im Auftrage des Bischofs, und nach seiner Vollendung hatte er eine ebenso umfangreiche Arbeit zu lei-

in Lübeck als Meister mit Gesellen erwähnt wird, läßt sich der Anfang seiner Tätigkeit etwa 1460, das Geburtsjahr um 1430—1440 ansetzen; Notke gehört also der gleichen Generation an wie Pacher und Veit Stoß und wie der große Italiener Andrea Mantegna! Wo er seine Ausbildung empfangt, ist nicht zu ermitteln, auch lassen sich keine Spuren einer Verbindung mit einer pommerischen Werkstatt entdecken.

In Lübeck erfreute er sich bald der Unterstützung des Rates und erhielt als freier Meister eine von der Zunft unabhängige Stellung. Seinen Ruf hat er wahrscheinlich durch die Ausschmückung der Totenkapelle bei der Marienkirche in Lübeck mit dem berühmten Totentanz im Jahre 1463 begründet, dessen Original später nach Reval gelangte, während Lübeck nur eine Kopie verblieb. Durch Urkunden wissen wir, daß Notke als Leiter einer großen Werkstatt auch Aufgaben handwerklichen Charakters übernahm, so hatte er z. B. 1469 den Hahn, Knauf und Stange am Dachreiter der Marienkirche zu vergolden. 1475 lieferte er die Bemalung für die Wagen, Zelte und Banner des lübeckischen Reichsaufgebotes in dem Kriege des Kaisers gegen



Dorothea
aus einem
Marienaltar
in Södra Vi

sten, die Ausführung des Hochaltars für das Heiliggeist-Spital in Reval im Auftrage des Bürgermeisters und der Vorsteherchaft des Spitals, die er 1483 beendete. In beiden Altären findet sich die für die deutsche Spätgotik so charakteristische Verbindung holzgeschnittener Figuren und Reliefs und gemalter Flügel. Bei dem gewaltigen Umfang dieser Klappaltäre und der immer mehr anschwellenden Ausdehnung des gesamten Werkstattbetriebs war es undenkbar, daß ein einzelner Meister die ganze Arbeit eigenhändig hätte ausführen können. Er hat es aber verstanden, sich einen Stamm leistungsfähiger Gehilfen heranzuziehen, und wenn jeder von ihnen gewisse persönliche Züge der Auffassung, der Gestaltenbildung, der Schnitzweise oder der malerischen Handschrift aufweist, so herrscht über ihnen doch gebieterisch der Geist des großen Meisters. Der Revaler Altar, der später in den Dom gelangte, ist das norddeutsche Seitenstück zu dem gleichzeitig geschaffenen Marienaltar des Veit Stoß in Krakau. Beiden gemeinsam ist die monumentale Größe und Wucht der Gestalten und die echt volkstümliche Art der Darstellung, die eindringlich und mit tiefem Ernst in der starken Bewegung der Figuren und Gewänder inneres Leben, seelische Vorgänge ausspricht.

Schon Ende 1483 erschien Notke in Stockholm, veranlaßt durch den bedeutendsten Auftrag, der ihm während seines Lebens zuteil wurde: die Ausführung einer überlebensgroßen Sankt-Jürgen-Gruppe für den schwedischen Reichsverweser Sten Sture. Dieser hatte sie zur Erinnerung an seinen glänzenden Sieg in der Entscheidungsschlacht mit den Dänen, in der er seinen Schutzpatron, den Ritter Sankt Georg, als Helfer anrief, für die Nicolai-kirche gestiftet. Der Meister hat über sechs Jahre an der gewaltigen Gruppe gearbeitet und vollendete sie am Silvestertag des Jahres 1489. Während dieser Zeit hatte Notke eine hohe Vertrauensstellung bei seinem Auftraggeber inne. In seinem Auftrage hatte er als Reisebegleiter und Rechtshelfer bei einer politischen Mission zu wirken und verwaltete von 1491—1493 sogar das Amt des schwedischen Reichsmünzmeisters. Die Sankt-Jürgen-Gruppe erhebt die Darstellung des heiligen Ritters zu einem aus germanischem Geiste gestalteten Siegesdenkmal. Sie bedeutet den hochragenden Gipfel norddeutscher Kunst des Mittelalters, überwältigend durch die Macht des Ausdrucks in der heldenhaften, hochaufgerichteten Gestalt des Drachenbesiegers und in dem sich aufbäumenden Pferd, aber auch in der dämonischen Phantastik des Ungeheuers. Bewundernswert ist es, wie trotz des fast unerschöpflichen Reichtums der Einzeldurchbildung in der Rüstung

des Ritters, der schmucküberladenen Decke des Pferdes und in dem mit Totenschädeln bedeckten Erdreich doch die Form in großen Linien der Bewegung zusammengefaßt ist. So wächst sie ins Monumentale und wird zum Wahrzeichen des kühnen, stolzen Wikingergeistes der deutschen Hanse (s. a. „Bollwerk“ 1942, Heft 1).

Nach Vollendung dieses Hauptwerkes kehrte Notke nach Lübeck zurück. An der Spitze seiner Werkstatt schuf er weiterhin zahlreiche Werke für die Lübecker Kirchen und für die Ausfuhr nach den skandinavischen Ländern. Besonders die Kirchen in der Umgebung Stockholms waren reich an Werken Notkes, aber ebenso gut finden sie sich

auf Oesel oder auf dänischem Gebiet, heute vielfach in den Museen geborgen. So besitzt das „Kunstindustriemuseum“ in Kopenhagen eine Reihe von geschnitzten Reliefs aus einer seeländischen Dorfkirche, das Museum in Lund einen Christophorus, der Dom in Åbo den durch den Adel des Ausdrucks und die Größe der Form hervorragenden Kopf eines Königs. Auch als der alternde Meister weniger zu eigenhändigem Schaffen gekommen zu sein scheint, setzten seine Nachfolger, vor allem Henning von der Heyde, seine Arbeit fort, und es blieb noch für die folgende Generation bei der beherrschenden Stellung der lübischen Kunst im Ostseeraum.

Notkes Tätigkeit als Maler gipfelt in



Prinzessin von der St. Jürgengruppe in Stockholm

Aufnahmen (3): Archiv

dem gewaltigen Gemälde der Gregorsmesse. Die Kraft der Schilderung individueller Charaktere, die besonders in den plastisch durchgebildeten Köpfen hervortritt, die ausdrucksvolle, kraftgeladene Gebärdensprache und die gehaltene, aber satte Farbenstimmung mit dem für den Meister charakteristischen leuchtenden Rot erheben das Gemälde auf die gleiche einsame Höhe wie die Sankt-Jürgen-Gruppe in Stockholm. Die Ausführung des Gemäldes dürfte der letzten Lebenszeit Notkes angehören.

Er hat schließlich den Posten eines Werkmeisters der Peterskirche erhalten, mit dem eine Dienstwohnung verbunden war, und verwaltete ihn bis zu seinem Tode im Jahre 1509. Er lebte in guten Verhältnissen, besaß ein Haus und

konnte in seinem Testament mehrere Personen mit Legaten bedenken. Als Persönlichkeit von Weltblick und Erfahrung beteiligte er sich mehrfach an kaufmännischen Unternehmungen und war auch bei Rechtsgeschäften als Bevollmächtigter und Berater vielfach tätig. So war er schon „eine Künstlerpersönlichkeit im Sinne der Neuzeit“.

Erst neuerdings wurde, hauptsächlich dank den Untersuchungen von Heise und Paatz, endgültig Klarheit darüber gewonnen, daß Notke auch als der Zeichner der bedeutendsten Holzschnittzyklen Norddeutschlands im späteren Mittelalter angesehen werden muß, des „Totentanzes“ von 1499, in dem er den Vorstellungskreis seines malerischen Frühwerks erneut, aber nur mit den

Mitteln der Linie, dramatisch und monumental zugleich gestaltet, und der einzigartigen „Lübecker Bibel“ von 1494. Sie offenbart in der Knappheit und Energie der bildlichen Erzählung und in der „wie holzgeschnitzten“ plastischen Kraft der Gestalten die ganze Größe seiner Kunst und birgt eine Fülle reichsten Lebens in sich.

So erscheint die Gestalt des Pommern Notke als eine Art geistiger Herrscher des ganzen hanseatisch-norddeutschen Kulturkreises, universal und von stärkster ausstrahlender Wirkung, würdig im Bewußtsein des deutschen Volkes den anderen Großmeistern des Zeitalters wie Pacher und Stoß, Dürer und Grünewald an die Seite gestellt zu werden. Pommern darf stolz darauf sein, ihn seinen Sohn zu nennen!

JOHANNES DIEBENOW

Ein politischer Buchhändler

Am 26. April 1842 starb in Berlin der aus Pommern stammende Buchhändler Georg Andreas Reimer. Nach den Worten Ernst Moritz Arndts war er der „Genoß vieler trefflichen Männer und der Freund der Allerbesten“. Sein Lebenswerk als Begründer eines der größten deutschen Verlage ist eng verbunden mit seiner Bedeutung für die preussische Geschichte und den deutschen Buchhandel, dessen kulturelle Bedeutung einst Schiller in einem Briefe an seinen Verleger Cotta trefflich kennzeichnete: „Die Zerstreung eines Buches durch die Welt ist fast ein ebenso schwieriges und wichtiges Werk als die Anfertigung desselben.“

In der Zeit der großen Selbstbesinnung auf völkisches Fühlen und Denken, in der Zeit, als durch Gellert, Klopstock, Lessing und Winkelmann sich eine Loslösung vom französischen Geiste vollzog, wurde auch der Buchhandel von diesem Erwachen erfaßt. Sein Suchen nach einer neuen Form war nicht nur wirtschaftlich bestimmt, sondern geschah aus der Erkenntnis heraus, daß nur ein geschlossener Stand die an ihn gestellten Aufgaben erfüllen könne.

Als Napoleon, den die französische Revolution geboren hatte, in Deutschland einbrach, schien es, als müsse alles völkische Leben in Deutschland erstarren. Gebildete und Ungebildete beugten sich dem unerbittlichen Schicksal. Nur wenige Aufrechte warnten, mahn-ten und gaben das Beispiel unbedingter Hingabe in dem Kampf um die deutsche Freiheit.

Mit Stolz kann der deutsche Buchhandel auf eine Reihe von Männern hinweisen, die damals Führer in diesem Kampf um die deutsche Selbstbehauptung waren. Als die glühendsten Patrioten sind zu nennen: der Pommer Georg Andreas Reimer und sein Freund der Thüringer Friedrich Perthes sowie der Franke Johann Philipp Palm. Angehörige verschiedener deutscher Stämme waren sie, doch ihr Fühlen und Denken reichte schon damals in der Zeit der 160 Kleinstaaten weit über die Grenzen ihrer ach so engen Vaterländer.

Erbärmlich waren die politischen Wortführer der damaligen Zeit: „Aus Schlechtigkeit, Dummheit und Angst oder fürs Geld reden unsere Journalisten dem Tyrannen und der großen Nation das Wort“ schrieb Perthes an einen Freund und in einem Brief an Reimer sprach er seine damalige Hoffnung auf das Erscheinen eines großen deutschen Helden aus, doch der war noch nicht geboren. Der einzelne mußte rasch und ernst aus sich heraus zu handeln lernen. Doch wie gefährlich es war, dem Korsen entgegenzutreten, beweist die Erschießung Johann Philipp Palms am 26. August 1806 in Braunau. Ein deutscher Polizeibeamter hatte ihn an Frankreich verraten. Unser Führer geißelt auf der ersten Seite seines Buches diese schimpflichen Vorgänge.

Schwer lastete die Faust des Korsen auf Deutschland. In Berlin scharte sich um Georg Andreas Reimer ein Kreis deutscher Männer, die sogar mit dem Einsatz ihres Lebens für die Sache ihres

Volkes eintraten. Von ihm heißt es: „Sein Haus war eine Schmiedestatt, in der Waffen des Geistes geschmiedet wurden zur Befreiung des Vaterlandes und Männer wie Fichte, Schleiermacher, Ernst Moritz Arndt den Hammer führten, eine Zufluchtstätte für die, die im Stillen an der Befreiung des Vaterlandes arbeiteten, für Gelehrte und Verfolgte, die nur unter Gefahr beherbergt werden konnten.“

Am 27. August 1776 wurde er in Greifswald als Sohn des Schiffers Karl Christoph Reimer geboren. Ernst Moritz Arndt schreibt in seinem Nachruf auf Reimer, daß der Sohn Verstand und Mut, ja Kühnheit und Wagnis im höchsten Sinne von seinem Vater geerbt habe. Als 14-jähriger trat Reimer in die Greifswalder Filiale einer Berliner Buchhandlung als Lehrling ein. Später siedelte er nach Berlin über, wo er 1801 die Realschulbuchhandlung übernahm. Sein buchhändlerisches Können, sein weiter politischer Blick ließen ihn in kurzer Zeit zu einem der ersten Buchhändler seiner Zeit werden. Arndt rühmt seine schnelle Entschlußkraft, die ihn befähigte, sein Geschäft auf eine „rasche und großartige Weise zu erweitern“. Es gelang ihm, eine Reihe kleinerer und größerer Verlagsbuchhandlungen, z. B. auch die Weidmannsche Buchhandlung, aufzukaufen.

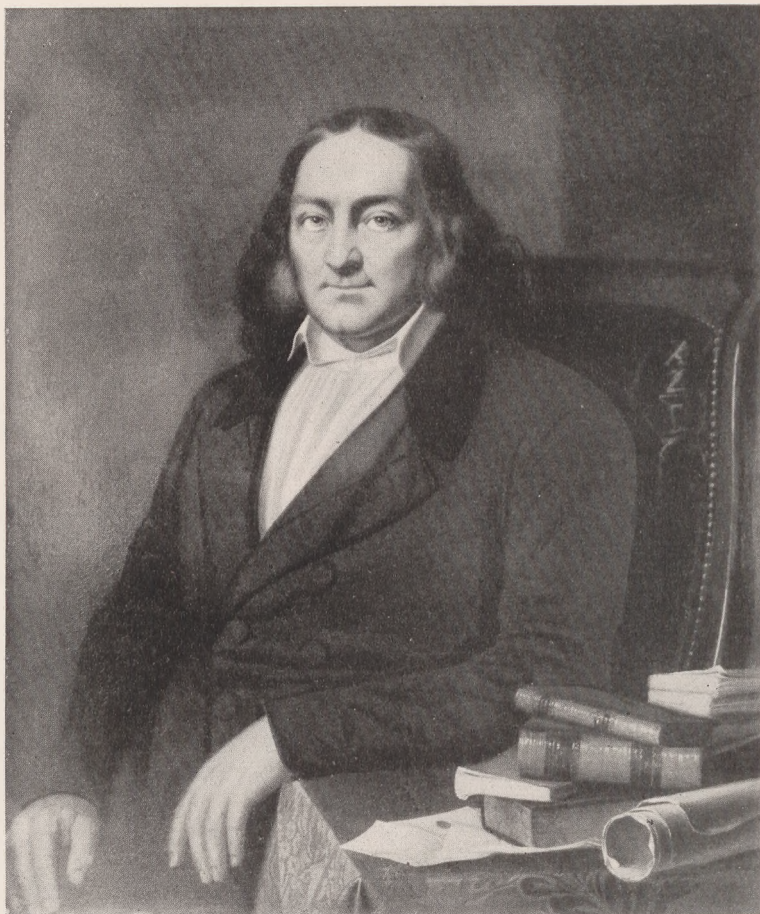
Ein Buchhändler muß, um wirtschaftlichen Erfolg zu haben, nicht nur Kaufmann sein, sondern er muß das geistige und kulturelle Leben seiner Umwelt

kennen und in sich verarbeiten. Gerade Reimer kann als leuchtendes Beispiel für jeden jungen Buchhändler hingestellt werden. Der Umgang mit den bedeutendsten führenden Zeitgenossen befähigte ihn, seinen geistigen Horizont ständig zu erweitern und zu vertiefen. Seine Vermögensverhältnisse setzten ihn in den Stand, 1815 das prachtvolle Sackensche Palais Wilhelmstraße 75 zu kaufen. Das schöne Barockgebäude wurde in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts von einem Bruder des Feldmarschalls Schwerin erbaut. Es kam später in den Besitz des Staatsministers Kammerherrn von Osten-Sacken, von dem es auch seinen Namen trug. In neuester Zeit war dieses Haus das Heim des Reichspräsidenten von Hindenburg. Jetzt dient es dem Führer zu großen Empfängen. Es ist selbstverständlich, daß Reimer dieses Haus nicht selbst ausnutzen konnte. Zu seinen Mietern gehörten außer Schleiermacher, Fürst Putbus, auch der Kultusminister Eichhorn u. a.

Mit unendlichem Fleiß hatte Reimer, der noch als Knabe in die Lehre treten mußte, stets an der Ausfüllung seiner Bildungslücken gearbeitet. Die Buchhandlungen der damaligen Zeit waren der Treffpunkt aller geistig interessierten Kreise. Hier wurden die neuesten Tagesereignisse besprochen, Zeitschriften lagen zur Einsicht aus. Der junge Perthes weist z. B. in seiner Geschäftseröffnungsanzeige darauf hin, daß in seinem Geschäft der Kundschaft stets die neuesten Blätter zur Verfügung stünden.

Der Kreis, der sich in enger und treuer Freundschaft bei Reimer zusammenfand, umfaßte Männer wie Jakob und Wilhelm Grimm, deren Märchen in seinem Verlag erschienen. Schildner, Schleiermacher, Runge und Niebuhr, dessen Freundschaft sich auch Perthes rühmte. Die Freundschaft zu Arndt ließ ihn im Jahre 1803 ein für die Geschichte Pommerns außerordentlich wichtiges Buch verlegen, nämlich Arndts „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“. Auf Grund dieses Buches hob der damalige schwedische König die Leibeigenschaft in Schwedisch-Pommern auf.

Alle bei Reimer erschienenen Autoren im einzelnen aufzuführen, würde an dieser Stelle zu weit führen. Außer Arndt waren es die Romantiker Arnim, Schlegel, Tieck, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Fouqué sowie H. v. Kleist, Jean Paul und viele andere. Es ist selbstverständlich, daß seine Buchhandlung zu den führenden in Deutschland gehörte. Wenn in einem Nachruf des Börsenblattes für den deutschen Buchhandel gesagt wird, daß seine Firma an Wert und Umfang höchstens einer, an Ehrenhaftigkeit und Gediengenheit keiner gleiche, so ist mit „einer“ die Cottasche



Georg Andreas Reimer. Ölgemälde von A. Schmidt, 1845. Aus Berliner Privatbesitz Aufnahme: Archiv

Buchhandlung gemeint, die unsere Geistesheroen Goethe und Schiller verlegte.

Als der Korse die preußische Flagge in den Schmutz gezerzt hatte, war es der Patriot Reimer, der die Gefahr nicht achtend Fichtes „Reden an die Deutsche Nation“ verlegte und dessen Haus jedem Flüchtling offenstand. Bei ihm lagen Waffen verborgen, die er auch nicht abließerte, als die Franzosen einen Aufruf zur Waffenabgabe erließen. Als die Stunde der Befreiung schlug, zog der 37jährige als Landwehrmann ins Feld, um als Offizier heimzukehren. 1813 hatte er Arndts Schrift: „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“ in 50 000 Exemplaren unter die Kämpfer verteilen lassen.

In den Jahren nach den Freiheitskriegen schwand die romantische Stimmung der vergangenen Zeit und machte dem Drängen nach der Schaffung einer neuen Ordnung Platz. „Ich kenne“, schrieb Perthes, „kein demokratisches Streben in Deutschland, aber wohl ein Drängen und Treiben nach einer Ordnung für das Gesamt Vaterland; man will den Ersatz haben für die zerbrochenen alten Majestäten: Kaiser und Kirche, man vertraut wohl den Anordnungen der Regenten, aber auch den besten Regenten will man doch nicht ohne Recht gegen-

überstehen.“ Auch Reimer konnte sich, wie so viele seiner Freunde, diesem neuen Geiste, der auf den Schlachtfeldern geboren, in der Burschenschaft und auf den Turnplätzen verbreitet wurde, nicht entziehen. Die einsetzende Demagogenverfolgung, die so viele der wackersten Männer in das Unglück stürzte, ließ auch Reimer bittere Jahre erleben. Seine Freundschaft zu dem Professor de Wette, der der Mutter des Studenten Sand einen Trostbrief geschrieben hatte und der deshalb seines Lehrstuhls enthoben wurde, sowie ein an ihn gerichteter Brief Schleiermachers, in dem es heißt: „Eine allgemeine Regeneration ist notwendig und wird sich aus diesen Begebenheiten entwickeln. Wie, das kann man jetzt noch nicht sehen; aber wir wollen dabei sein und mit angreifen, sobald der Gang der Dinge uns aufruft oder mit sich fortreißt“, brachten ihn in den Verdacht demagogischer Umtriebe. Aus dem gegen ihn eingeleiteten Verfahren ging er allerdings völlig gerechtfertigt hervor. Von seinem Kampfe um sein Recht zeugt eine auf der Ausstellung „Das geistige Pommern“ gezeigte, an den König gerichtete Eingabe, in der er sich über die Beschlagnahme seiner Papiere beschwert. Ernst Moritz Arndt, der ebenfalls seine großdeutsche Einstellung mit dem jahrelan-

gen Verlust des Lehrstuhls büßen mußte, schreibt über das Reimer widerfahrene Unrecht:

„Die Erwähnung dieser edlen Genossenschaft und Gemeinschaft führt auf eine andere deutsche und vaterländische Gemeinschaft, welche der Mann gepflegt, und welche, da sie oft fast zu laut genannt worden, hier nicht verschwiegen bleiben darf, sie führt auf die Reimer-sche Demagogie, auf den allenthalben hereinbrechenden, allenthalben fühlbaren und trotz seiner Unsichtbarkeit sichtbaren, trotz seiner Ungreiflichkeit fast mit Händen greiflichen, geheimen, deutschen Männerbund, über welchen die Demagogenjäger der letzten fünf- und zwanzig Jahre soviel Greuliches über die ganze deutsche Welt hinausgerufen haben . . . Da es nicht seine Art war, das Wort zu kürzen und zu beschneiden . . ., so war er in jenen unseligen Tagen, wo man die Gefahren und offenen Verschwörungen der Zeit mit blöde

blinzelnden Augen nicht anzusehen wagte, und wo feine politische Schälke in wirklichster, engst und geheimst zusammengeschlossener Verschwörung mit solchen Blödaugigen ihre schadenfrohe demagogische Eulenspiegelerei trieben, verbotener Zettelungen und böser Umtriebe gegen das Vaterland und König verdächtig gemacht. Daher Haussuchung bei ihm, Papierbeschlagnehmung, Untersuchung, Befragung hin und her über seine Freunde und unter seinen Freunden, Bekannten und Briefwechsellern. Was aber der Erfolg? Nichts als eine lange Plagung des Mannes und eine fast noch längere Plagung seiner Freunde, endlich ein schier verzweifelter Finden von irgendwelchen Dingen oder Verhältnissen, worob man den recht-schaffenen Mann gerichtlich hätte antasteten dürfen . . . Reimer, der redlichste Bürger, der treueste Untertan seines Königs, der tapfere Preuße, hielt doch den Namen Deutsch für den höhe-

ren und meinte, daß wir nichts wären und nichts würden, wenn wir nicht vor allem zuerst das viele Kleine, Einzelne abschütteln und voll deutsch empfinden, leben und streben lernten. Das war Reimer der Demagoge, der an sein Volk und sein Vaterland, der an Ehre und Freiheit glaubte, der Gut und Blut freudig und fröhlich für sie in die Schanze geschlagen hatte.“

Vorbildlich war Reimer nicht nur als Buchhändler und Patriot, sondern auch als Familienvater. Seiner Ehe mit Wilhelmine Reinhardt entsprossen 16 Kinder, von denen 11 den Vater überlebten. Seine Persönlichkeit ist eine der stärksten, die pommerscher Erde entsprossen sind. Ernst Moritz Arndt schloß seinen Nachruf mit dem Wort:

„Erwecke Gott dem Vaterlande viele solche fromme und tapfere Geister, als Reimer war, und es wird in unvergänglichen Ehren und Siegen blühen. Amen!“

KRIEGSBERICHTER ROLF DORMANN

Theodor Fontanes Festungshaft auf der Insel Oleron

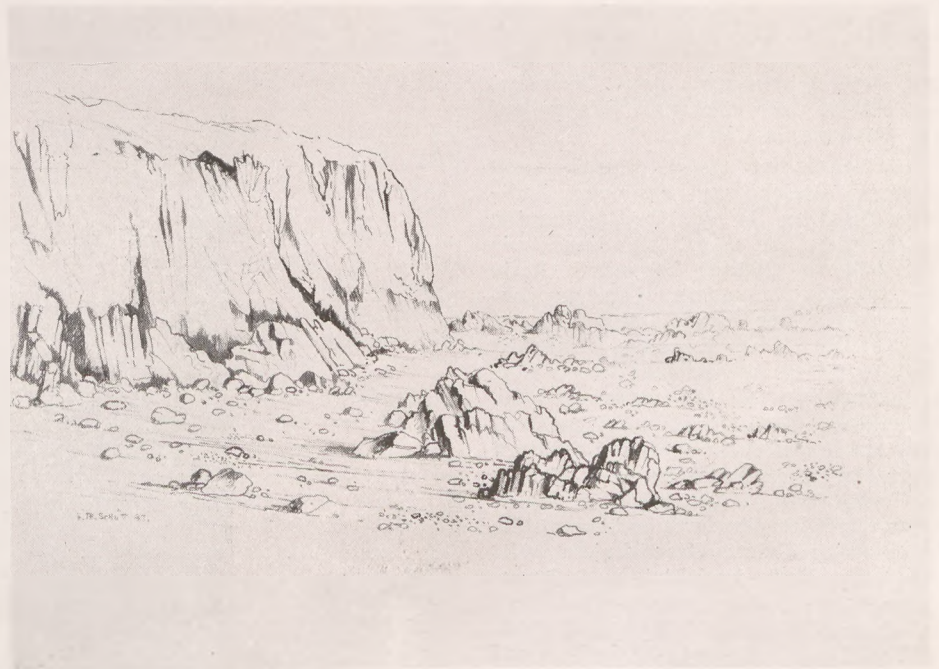
PK. Unser Boot bleibt mit einmal liegen. Die beiden Männer klettern auf das Vorschiff und mühen sich um den Motor. Unser Boot ist beladen, so hoch und mit Korbkästen, wie etwa Nilbarcken aussehen mögen. Dabei sitzen wir hier in den Riffen vor der französischen Westküste. Plötzlich zittert das Schiffchen wieder, dreht in den Kurs. Der eine Mann hat das Steuerruder wieder zwischen die Füße genommen und leitet uns, die Hände in den Taschen, mit einem sanften, glatten Bogen auf die Insel zu, deren Spitze die alte Festung ist — Oleron.

Aus einem Fenster — die Scheiben sind fast sämtlich zerbrochen — sehe ich auf den Hof der Zitadelle. Ich habe den Schlüssel zum Tor bekommen und bin ganz allein hier. Einsam liegt der Platz da, verlassen und verkommen. Im Dreieck umstehen ihn flache einstöckige Gebäude, hinter denen hoch die Werke aufsteigen. Der Raum ist häßlich gestrichen. Der Tisch hat keine Schub-lade mehr und der leere Schrank keine Türen. Schmutzig, schwarzgeräuchert steht der Kamin in der Ecke, an dem Theodor Fontane als Gefangener manches Mal seinen Tee getrunken.

Es sind die Balladen und dann vor allem auch seine Romane, die Theodor Fontane zu einem unserer großen und volkstümlichsten Dichter machen. Doch hinter dem Hauptwerk ist es heute

schon beinahe vergessen, daß einst der Th. Fontane auch als Kriegsberichterstatter einen guten Namen hatte. Er, der als Zeitungsmann viel gereist und die Welt mit eigenen Augen kannte, ging in den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71 als

Berichterstatte mit. Ganze 12 Jahre hat Theodor Fontane auf seine Kriegsberichtererei verwandt, da er nicht allein während der Feindseligkeiten Presseberichte heimschickte, sondern ebenfalls nach jedem Krieg ein zusammen-



Nordwestfranzösische Insel. Zeichnung von Franz Th. Schütt, Stettin, z. Zt. Wehrmacht

fassendes Buch über die Ereignisse schrieb. Bereits fünfzig Jahre war er alt, als er 1870 zum drittenmal in den Krieg zog. Allerdings trug er zu jener Zeit keine Uniform, sondern war mehr ein freier Reisender, der von preußischer Seite eine Erlaubnis bekommen hatte, sich den Krieg ein wenig anzusehen. Damit er aber auch äußerlich einigermaßen gekennzeichnet war, hatte er eine Armbinde mit dem roten Kreuz zu tragen.

In den Oktobertagen des Jahres 1870 erreichte Theodor Fontane Toul. Der Stadt nicht allzufern und mit einem Gefährt bequem zu besuchen, liegt Domremy, das Dorf, in dem Jeanne d'Arc geboren ist. Der Geburtsort der altfranzösischen Heldin mußte den aufmerksamen Beobachter zu einem kleinen Abstecher reizen. Obschon Domremy im dazumal von deutschen Truppen besetzten Gebiet lag, nahmen französische Bauern ihn fest und führten ihn in das noch unbesetzte Neufchateau. Seine preußische Staatsangehörigkeit und der Besitz einer Pistole, ohne dabei Uniform zu tragen, machten Fontane verdächtig. Seine Aussage, daß er als unabhängiger Wissenschaftler und Berichterstatte unterwegs sei, fand keinen Glauben.

Er wurde nach Langres gebracht, dort noch einmal verhört und auf die Zitadelle Besancon verschoben. War man jetzt endlich überzeugt, daß die von ihm angegebenen, völlig unkriegerischen Absichten der Wahrheit entsprächen, so wollte man ihn doch nicht wieder freigeben. Er habe nun, meinte man, schon zuviel im französischen Hinterland sehen können, was der deutschen Führung von Wichtigkeit sei, wenn er das drüben aussage. Man brachte ihn über Lyon weiter nach Poitiers, quer durch Mittelfrankreich in den Südwesten, von Rochefort schließlich nach der Insel Oleron, auf die Festung La Chateau.

Als Fontane auf Oleron eintraf, waren schon zahlreiche und besonders badi-sche Soldaten in den Festungsbauten einquartiert. Er selbst allerdings, wie ein höherer Offizier behandelt, hatte den übrigen Gefangenen manchen Vorteil voraus; er bekam sein eigenes, wohnliches Zimmer, einen Burschen und durfte ein erträgliches Leben führen. Fleißig, wie stets, begann er bald, an seinem Erlebnisbuch „Kriegsgefangen“ zu schreiben. Auf diesen Blättern legte er, lächelnd über den Dingen stehend, sein Abenteuer getreulich nieder. Heiter plauderte er über all die großen und kleinen Geschehnisse während der Haft, berichtete von Rasumowke, seinem vielgewandten Burschen, und von der hübschen Stubenkatze Blanche, die meist vor ihm auf dem Schreibtisch lag. Besonderen Raum in den Aufzeichnungen gab er aber den

Kriegerlebnissen seiner mitgefangenen Kameraden, die sie ihm erzählten, wenn sie ihn allabendlich mit einem Glas Tee am Kamin besuchten.

Inzwischen hatte man in Berlin der Festnahme Fontanes nicht ruhig zugehört. Sein Freund von Lepel, der von den Vorfällen erfahren hatte, wandte sich sofort an das Preußische Kriegsministerium. Dieses unterrichtete das Auswärtige Amt des Norddeutschen Bundes, von wo aus Bismarck, damaliger Bundeskanzler, Mitteilung erhielt. Am 29. Oktober ließ er ein Schreiben an den amerikanischen Botschafter in Paris, Washburne, abgehen, der dort den Schutz der Angehörigen des Norddeutschen Bundes übernommen hatte. Bismarck ersuchte darin den Botschafter, bei der französischen Regierung die alsbaldige Freilassung Fontanes zu erwirken, anderenfalls französische Bürger in ähnlicher Stellung verhaftet und nach Deutschland gebracht würden. Einen Monat später, zuletzt auf Veranlassung des französischen Kriegsministers, kam Theodor Fontane wieder frei.

Ich verlasse das Zimmer wieder. Wer ist alles nach dem Dichter schon wieder in diesem Raum gewesen? Hat jeder sein Los so mit Gelassenheit tragen können? Ich streife durch die Gänge, meine genagelten Stiefel klirren auf den Steinböden. Schmale Wege klettere ich auf die grünverwachsenen Werke

und sehe weit über die Festung, das Meer. Ich denke an die deutschen Soldaten, die auch der Weltkrieg als Gefangene hierher verschlug. Ich schließe das Tor der toten Zitadelle hinter mir und ziehe den Schlüssel ab, gehe durch eine Parkanlage langsam zum Städtchen zurück. Es hat sich seit dem vorigen Jahrhundert -- fest umschlossen von Wall und Graben -- kaum verändert.

*

„Mit Leichtigkeit löste sich der Dampfer vom Ufer, der Seewind strich über das Deck, und ein leises Frösteln schüttelte mich. Aber ich konnte doch von dieser Stelle nicht scheiden, ohne bis zuletzt einen freien Umblick genossen zu haben. Ich stelle mich also auf die Mitte der Kajütentreppe und blicke von hier aus, die erhöhte Trep-penwand als Windschirm benutzend, nur den Kopf frei, in die Landschaft hinein. An Büschen und Bojen hin, die das Fahrwasser bezeichnen, glitt der Dampfer ruhig seine Straße. Der Schleier über Oleron wurde dichter, nichts als der Zitadellenturm ragte noch wie ein Schattenbild aus dem Grau hervor. Auf dem Schiff herrschte Stille. Lautlos dirigierte der Matrose das Steuer, nur die Maschine prustete und die großen Holzschuhe des Schiffsjungen klapperten über Deck.“

Das schrieb Theodor Fontane damals, als er abfuhr. Über meine Abreise heute ist kaum anderes zu sagen.



Felsengarten auf
französischer Insel.
Aquarell von
Franz Th. Schütt,
Stettin,
z. Zt. Wehrmacht

Das Rügenerlebnis Heinrich Anackers

Der Sänger der SA. Heinrich Anacker, auch in seinen unpolitischen Gedichten ein Lyriker hoher Grade, wurzelt im Raum der eigentlich deutschen, der realistischen Liedkunst und lebt hier von einem ungewöhnlichen Reichtum verarbeiteter Gegensätzlichkeit. Geboren in der Schweiz, von der Mutter her auch mit Schweizerblut begabt, ist er durch seinen Vater ein Thüringer — und somit jenem Stamme verpflichtet, der nicht nur mit der Musikantenfamilie der Bache Geniepol erlangte, sondern auch durch Luther, den Mystiker Eckart, Thomas Münzer und Goethe den Ruhm der lied- und wortgewaltigsten Stürmer und Dränger an sich gerissen hat. Der Lyriker, der Kämpfer, der Wanderer — es sind sehr erlauchete Quellen, in denen Heinrich Anacker mit verwandten Eigenschaften sich spiegeln darf. Eine große Lebensunruhe floß unserm Dichter auch unmittelbar zu und zwar aus dem Blut derjenigen seiner Ahnen, die vor der Eisenbahnzeit als Fuhrleute ganz Deutschland durchzogen. Von ihnen erbte er die Gabe des unermüdlichen Schweifens, des aufgeschlossenen Blickes und der freudigen Naturempfänglichkeit, zugleich das Gesetz: „Genug ist nicht genug!“ das ihn an keinem Orte lange weilen ließ. Bevor er endlich in Wannsee bei Berlin Wurzel schlug, befand sich der in Aarau geborene lange Jahre hindurch auf der Suche nach seinem höher geprägten Selbst, jenem Ziel, das in Goethes „zweitem Vaterlande“ liegt. Auf dieser Odyssee, zu der ihn die Unsicherheit seiner wirtschaftlichen wie politischen Lage zwang, hat er auch eine Reihe Orte berührt, die ihm vorübergehend den Reiz neuer „Heimat“ gewährten. Wir nennen Zürich, Wien, Berlin, München, Elbing, Leipzig und — zuletzt doch nicht als Letztes — Binz auf unserer festlich schönen Insel Rügen.

Heinrich Anacker ist Impressionist, sinnfrisch aufgeschlossen jedem Eindruck, dazu innerlich voll Figur, mit 17 Jahren schon ein- und ausdrucksreif, bedient von einer leiblich, seelisch und geistig wohltemperierten Nervenleitung, deren Reize aufgefangen werden von einem glücklich durchbluteten Betriebe des Empfangens, Einfügens, und Bildwerdens seiner Vorstellungswelt, so daß hier stets ein Schlag tausend Fäden bewegt und in jedem Augenblick des Schaffens sich Weber, Werkzeug und Gewebe in beseligter Einheit selber überraschen.

Eine große Rolle spielt bei Anacker die Wiederkehr der gleichen Dinge, die Reihe oder der Kreis. Gibt jedes einzelne Gedicht auch ein Ganzes — voll zu Ende geführt wird die Expression erst in der Gesamtheit der zeitlich und örtlich oft getrennten Impressionen.

Köstliche Folgen solcher poetischen Wiederkunft in der Seele des Dichters spendet der Band „Lieder aus Stille und Stürmen“, ein Buch auf Rügen geboren, wo sich dem Dichter neue Dinge und Eindrücke auf begrenztem Raume zu immer erneuter Auseinandersetzung darboten. Aber nicht nur Sturm und Strand und Wellen fügten sich als wahre Kleinode zu Kronbändern lyrischer Goldschmiedekunst aneinander, sondern diese entstanden auch, wenn das weiße Reh auftauchte, die Nixe tanzte, das Abendrot klang, die Nachtigall flötete und des Dichters besondere Lieblinge, Blumen, Blumen blühten, bis sein Herz ein Garten von Ginsterglöckchen, Blaubeeren, Heidesträußen, Lupinen und Wacholderbüschen ward. Nur der Bernstein in seiner symbolischen Unausdeutbarkeit sprach so reich zu ihm wie die blühende Natur.

Wie aber fand der Dichter den Weg in unser Inselparadies? Um die Sonnenwende 1930 zwang Berlins Asphaltwüste ihn, neue Heimat zu suchen. Innerer Gegensatz trieb den Festländer an die See und hier an eine felsige Küste. So wurde das Ithaka seiner Odyssee diesmal Rügen.

Bis 1932 hat er in Binz gewohnt — am Strande in einer Mansarde — ärmlich und glücklich — Diener der Bewegung als Versammlungsredner — in freien Stunden Tag und Nacht umherstreifend — gern nach der Granitz — an das Steilufer von Sellin — in der Richtung auf Muckran zu — sich vollsaugend an den Bildern einer großen und zum Teil noch unberührten Natur.

Damals war es, daß dem Schreiber dieses Dankes Gedichte in Stettins Presse auffielen, die einen gänzlich unpommerschen Namen trugen, den Genießer aber entzückten, als habe ein Literaturfreund aus Mörikes Goldschrein hier nachgelassene Schätze unter falschem Vorzeichen eingeschmuggelt. Jahrbücher und Sammelbände gaben keine Antwort. Jetzt aber sind wir doppelt stolz, daß unsere Heimat es war, die nicht nur dem Menschen Anacker Schutz und Unterschlupf geboten, sondern auch

dem Dichter Anregung zu breiter Selbstentfaltung gegeben hat.

*„Wie hast du, weite Landschaft, mich
entkettet
aus engen Gleisen schleichender
Gefahr!
Wie hast du mich mir selber neu
gerettet.
der ich fast schon im Staub verloren
war!...“*

Rügen traf den Überraschten mit der aufwühlenden Wucht eines Urerlebnisses der Natur. Die feste Erde verändert täglich seit alters ihr Antlitz. Doch das Meer rauscht noch immer dahin wie am ersten Tag. Die ungeheure, durch nichts dem Blick gesperrte Weite, die fesselloso daherstürmende Woge, die rundum zu verfolgende mythische Gewalt von Donner und Blitz, die Göttergebärende Macht des Gewölks, alle diese Erscheinungen, nur begrenzt durch den Zirkelschlag des Gesichtskreises und durch die himmlische Domkuppel, übergeistert noch von dem Lichtmeer der Sonne, des Mondes und der Sterne — eine Schönheit, die uns das Künstlertum Gottes in seiner Fülle und Erhabenheit voll genießen und rein erkennen läßt —, alles das überwältigte den Sohn der Berge mit erschauernder Kraft und schlug in dem Buche seiner Poesie eine neue Seite auf.

*„Brausendes,
Brüllendes,
Brandendes
Meer!
Sturmgewaltig und wogenschwer
Grollst du,
Entrollst du
Schäumend empor.
Zornige Lieder donnert dein Chor.
Und ich bin dir jubelnd verfallen,
Meer, du erhabenstes Wunder von
allen;
So als hättest du selbst mich geboren,
Hab ich für immer an dich mich
verloren.“*

Dieser erste Teil des Feiergesanges, mit dem Anacker den Band seiner Rügenlieder einleitet, offenbart neuen Fluß der Sprache, zuchtvoll freie Bewegung, maßvolle Wildheit, ein Abfangen des Naturvorganges in Sätzen, die nicht mehr das Naturbild beschreiben oder malen, sondern es in seiner eigentümlich flutenden Kraft künstlerisch sinnfällig hinstellen: das Wort wird selber Welle und Wind, ohne daß ein neues Gesetz übertrieben oder ein altes nicht beachtet würde. Auslese wahrt den

Wohlklang, gelegentliche Reime sichern die Bindung. Arno Holz geistert nur für Augenblicke herein. Die Natur selber bleibt Vorbild.

Anacker ist Lyriker, Liederdichter. Liedkunst kommt aus Gesang und Stimmung und mündet in Stimmung und Gesang. Lyrik war den Griechen eine von der Lyra begleitete, also gesungene Kunst. Das deutsche Lied war ursprünglich Wort und Ton in einem; und als Volkslied wahrt es diesen Vorzug noch heute. Das Kunstlied dagegen bleibt mehr und mehr im gedruckten Liedwort stecken und feiert nur selten in der Vertonung Auferstehung. Wie zum Ausgleich dieses Mangels gelang es zuweilen unserer Lyrik, der Wortdichtung so viel Leben einzuhauchen, daß die durchgehende Strophenform musikalischen Zauber empfing. Daß Anacker zu dieser Gruppe vorstieß, dafür einige Belege, von jedem Gedicht ein Strophenmuster:

„Des Ginsters goldene Flammen
verlohten;
auf dem Hügel ein leises Geläute
schwingt.
Augustwind spielt mit den
Samenschoten —
Horch, wie das klingt:
Ging-gang,
Lenz währt nicht lang —
Nichts bleibt vom Mai als ein
goldener Klang . . .“

*

„O wie das müd und traurig macht,
in jeder Nacht
allein dem Wind zu lauschen,
wie er sich jäh ans Fenster drängt,
im Baum sich fängt
mit seltsam dumpfem Rauschen . . .“

*

„Des jungen Laubes hell-seidener
Flor,
er wölbt sich zum Chor
hoch über bemoosten Wegen.
Ich geh durch der Freude festliches
Tor,
und was ich verlor,
kommt alles mir strahlend entgegen.“

Dort, wo die Ruhe der Betrachtung, die zarte Erinnerung, das beherrschte Sehnen, der überwundene Schmerz, kurz, die gehaltene Stimmung walten, ist beschaulicher Takt im Gleichmaß der Schritte notwendiger Ausdruck. Bei äußerer Wiederkunft des Verses und der Strophe ist Anacker aber auch hier Meister einer Innenform, die mit mannigfaltigstem Bogenstrich immer neue Klänge aus seiner Geige lockt.

„In dunkelgrünes Waldzwielicht
verweben
sich Wolkenschleier von zartester
Röte,
die leicht über dämmernden Wipfeln
hinschweben.“



Stubbenkammer. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Titel (1784 - 1862. Greifswald) lithographiert von Adolph Kunike (geb. 1777 in Wilmnitz auf Rügen, gest. 1838 in Wien). Aus dem Besitz des Städtischen Museums in Stettin

Weichtönig schluchzt einer Amsel
Flöte,
und eine zweite im Antwortgeben
versingt ihres Frühlings selige Nöte.

Nun schweigen sie beide. Ein
Wispern und Weben
im schwanken Gezweig nur . . . Es
ist, als entböte
der Wind einen Gruß noch im
Blätterbeben

vom scheidenden Tag. Schon
schwindet die Röte.
Geh leiser, du Wanderer, den
Wunder umgeben:
Stör nicht das zu heiligster Feier
erhöhte,

o stör nicht der Waldnacht
verzaubertes Leben!“

Im Dreischritt der Terzine zwei durchgehende Reime nur, immer neu aus Abendröte und Waldweben gemischt. In Anschauung und Bild, Ton und Farbe, Empfindung und Gefühl eine lyrische Kostbarkeit.

In der Mitte des Bandes — wie mit Absicht dem Gipfel zu gewiesen — begegnet uns „Das weiße Reh“, umrahmt von zwei poetischen Geschwistern, „Wunder im Wald“ und „Am Waldsee“. Die Form ist ganz Ausdruck geworden: deutsche Innigkeit, vermählt mit italienischem Wohlklang.

Von dieser Höhe überschauen wir die Anlage des Rügenbuches. Im ersten Teil erobert Anacker sich „Das Meer“. Eine Fahrt nach „Kopenhagen“ vermittelt das männlich stolze Erlebnis der Dichter-

nacht am „Achterdeck“. Dann folgen im zweiten Abschnitt die Offenbarungen unter dem Bilde „Leuchtendes Land“. Sie schließen mit „Stubbenkammer“, „Rugard“, „Vilm“ und „Putbus“. Eine dritte Wegstrecke „Sehnsucht und Erfüllung“ sammelt die Ernte. Als „Pilger der Schönheit“ hat der Dichter „Das Bilderbuch der Welt“ vor uns aufgeschlagen. Jetzt öffnet er sich selber. Anacker bekennet: „Wenn du kein Glück im Herzen hast . . . du bleibst ein heimatloser Gast.“ „Sturm, deinen feurigen Rossen greif ich ins flatternde Haar . . . trag mich und schlag mich . . . nur mach alles Verheißene wahr! Brennend, auf brennenden Wolken jag ich im Abendwehn: Sterne will ich umfassen — oder zugrunde gehn!“ Dann wieder ist das Glück bei ihm „als mondener Falter zu Gast . . .“ Befruchtend glühn Bilder entschwundener Zeit „wie erleuchtete Gondeln vorüber“. „Und wieder steigt die schmale, feine Mondsichel überm See empor . . . Wo blieb die Zeit, da noch mein Leben — Erfüllung nicht, Versprechen nur — dem schmalen Sichelmonde gleich?“

Und doch: das Letzte wird uns dort erst verliehen, wo wir, nachdem wohl ihrer tausend spurlos an uns vorübergegangen, in einem Antlitz „Worte ewigen Bundes“ vor uns sehen „in goldener Schrift“, „wenn die Geistverwandten in der buntbewegten Schar sichern Blickes wir erkannten.“

Hier stehen wir auf jener Scheide von Anackers innerem Reiche, wo die Gebiete der Schönheit und der Tat aneinander grenzen. Das Ende wird wieder Anfang. Und wir schreiten hinüber

in den Tag, da Rügen dem Dichter Zuflucht bot. Goldene Wellenkämme eilen auf ihn zu. Es reizt ihn, den heiligen Schimmer zu fassen und zu halten — und muß doch mit dem Wort verzichten: „Aber ich fühle: Den Goldglanz der Stunde kann man nur wahren im Herzensgrunde.“ Ein Wort von schlichtester Fügung aber zugleich von einer Reichweite bis in die Tiefe des Seins und der Dinge. Unwillkürlich denken wir an die Rechtsbelehrung, mit der Goethe den philosophischen Verzicht des Albrecht von Haller zurückweist. Der Schweizer schreibt: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist; glücklich, wem sie nur die äußere

Schale weist.“ Der Olympier entgegnet ihm: „Natur hat weder Kern noch Schale. Alles ist sie mit einem Male... Ihr folget falscher Spur. Denkt nicht, wir scherzen! Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?“

Anacker und seine Dichtung sind wie die Natur Kern und Schale zugleich. Jedes Gedicht bietet uns mit der Schale der Form auch den Kern von des Dichters eigenem Wesen und damit jenen Weltgeist, dessen Offenbarung sich von Menschenherz zu Menschenherz durch alle Kanäle der Natur und der Kunst ergießt. Am Anfang von Anackers Rügenbuch waltet der freie, mit der Naturbewegung gleichlaufende,

selbstgesetzlich sich bindende Rhythmus; der Schluß drängt mehr und mehr zum Sonett und damit zu der strengsten, im Deutschen schwerst zu befriedigenden Form. Freiheit und Selbstzucht sind die Pole dieser Kunst — hier so selbstverständlich wie für Sitte und Sittlichkeit.

Alle Forderungen als Mensch und Künstler erfüllend, steht Anacker vor uns, ein Meister in Leben und Gedicht. Die Gegensätze aber, die aus Kampf und Kunst, Partei und Volk, Natur und Geist den Dichter aufrufen, sie finden Einklang und Erlösung in dem Kosmos der neuen allumfassenden nationalsozialistischen Weltanschauung.

KARLA KÖNIG

Vierundzwanzig Jahre Stettiner Musikleben

Unter allen Künsten hat keine in Stettin eine so bevorzugte Pflege erfahren wie die Musik, und das vielzitierte Wort des mittelalterlichen Chronisten Mikrälius „Pomerania non cantat“ muß mit einem großen Fragezeichen versehen werden. Denn gerade das Mittelalter begründete in Stettin eine bedeutende musikalische Überlieferung. Philipp Dulichius, der Schöpfer großartiger, teilweise heute neu verlegter Chorwerke, war Kantor am Fürstlichen Pädagogium zu Stettin und bildete seine Schüler zu hohen Leistungen heran. Später wirkte Professor Georg Ebeling, der Schöpfer von „Paul Gerhards geistlichen Andachten“ am Gymnasium Carolinum zu Stettin. Im 19. Jahrhundert erlangte Carl Loewe, der Meister der klassischen Ballade, von der Hauptstadt Pommerns aus europäische Geltung. Der „norddeutsche Schubert“, der als Musikdirektor mit einem gemischten Chor von 100 Personen die lockere Grundlage des späteren Stettiner Musikvereins schuf und über 100 große Konzerte veranstaltete, schuf eine vielbenedete musikalische Hochblüte in Stettin. Die Musik drang tief in das öffentliche und häusliche Leben ein.

Carl Adolf Lorenz wurde 1866 Loewes Nachfolger. Loewe war 43 Jahre, Lorenz 44 Jahre Musikdirektor von Stettin gewesen. Lorenz straffte die Organisation des Stettiner Musiklebens, sein scharfer, reger Geist, der den sprühend lebendigen Rückblick des Achtzigjährigen „Einer und bald keiner“ schuf, packte die musikalische Aufgabe am Menschen — er war vor allem ein glänzender Chorleiter — mit Humor und Sarkasmus an.

Als Lorenz in den Ruhestand trat, wurde Musikdirektor Robert Wiemann am 1. Oktober 1910 sein Nachfolger. Auch dieser Musikdirektor Stettins war eine schöpferische Persönlichkeit. Sein Wirken für Stettins Musikleben liegt heute als abgeschlossenes Bild vor uns, sein Schaffen als Komponist ist noch in lebendigem Fluß.

Robert Wiemann wurde am 4. November 1870 in Frankenhäusen geboren. Er ist also ein Kind eines Gemeinwesens, das mit besonderem Stolz alter musikalischer Lorbeeren gedenken darf. Denn in dem kleinen Land- und Ackerbürgerstädtchen am Fuße des Kyffhäusers wirkte zu Anfang des 19. Jahrhunderts der geniale Begründer der deutschen Musikfeste, Johann Georg Bischoff, der im Jahre 1804 in Frankenhäusen das erste deutsche Musikfest veranstaltete.

In der musikalischen Luft dieser Stadt verlebte Robert Wiemann, dessen Begabung früh hervortrat und der schon mit 16 Jahren seine ersten Kompositionen schrieb, seine Jugend. Dann studierte er Musik am Königlichen Konservatorium zu Leipzig und wirkte nach Abschluß als Kapellmeister in kleineren Theatern der Rheinpfalz. Darauf wurde er Dirigent der Musikvereinskonzerte in Bremerhaven und schließlich städtischer Musikdirektor in Osabrück. Er verließ es nach elf Jahren, als Stettin inf.

Es entsprach Robert Wiemanns Charakter, es als eine seiner ersten Pflichten zu empfinden, seinem Vorgänger den Abschied vom Amt so leicht und schön wie möglich zu machen. Schon Wiemanns erster Konzertsommer brachte eine prä-

tig ausgearbeitete Aufführung der großen Passionskantate von Lorenz, der darüber in „Einer und bald keiner“ erzählt: „Eine besondere Ehrung bereitete mir mein lieber, vortrefflicher Amtsnachfolger Wiemann: in seinem dritten Konzert, dem ich zum erstenmal unbetheilt, ruhigen Herzens, als rein Genießer beiwohnen konnte, lieferte er eine grandiose Wiedergabe meines mir liebsten Werkes. Die geringsten Kleinigkeiten waren nicht außer acht gelassen... Später hat Robert Wiemann das Werk auch in Stargard aufgeführt und leistete infolge einer sehr gründlichen Vorbereitung auch dort Vorzügliches.“

Lorenz hat es sehr viel besser gehabt als Loewe, dem politische und vor allem religiöse Undankbarkeit in der Zeit der Dunkelmänner, und mancherlei Form von Undank bei sinkenden Kräften das Leben bis zum Tode schwer verfinsterte. —

Wenn das Musikleben einer Stadt blühen und gedeihen soll, so bedeutet ein organischer Aufbau alles. Im 19. Jahrhundert hatte Loewe den genialen Schollenbruch geleistet. Schon 1827 führte er Beethovens „IX“ auf, 1831 Bachs „Matthäuspassion“, 1836 den „Faust“ des Fürsten Radziwill, 1841 Schuberts „C-dur-Symphonie“, 1844 Bachs „Johannispassion“. Lorenz setzte die klassische Linie seines Vorgängers fort, organisierte den „Stettiner Musikverein“ — in seine Amtszeit fällt der von ihm ersehnte Bau des Konzerthauses — und erzielte einen Höhepunkt in der künstlerischen Schulung des Chores. Von ihm übernahm Wiemann drei blühende Musikvereinigungen mit ausgezeichneten

Chorerziehung, den schon genannten Musikverein, den Lehrergesangverein und den Kirchenchor von St.-Jacobi.

Wiemanns erste Tat war die Veranstaltung von Symphoniekonzerten im Musikverein, die er im Interesse der heimischen Kunstpflege für eine Stadt vom Ausmaße Stettins für unbedingt notwendig hielt. Haydns „Schöpfung“ unter Wiemanns zielbewußter Leitung bildete den glänzenden Auftakt des ersten Konzertwinters unter dem neuen Dirigenten. Im zweiten Konzert bedeutete Professor Schumanns Oratorium „Ruth“ eine durchaus schwierige Aufgabe. Der Komponist war mit mehreren Mitgliedern der von ihm geleiteten Berliner Singakademie erschienen, und Robert Wiemann und Schumann wurden am Schluß begeistert gefeiert.

In seinem Osnabrücker Wirkungskreis hatte Robert Wiemann die Niedersächsischen Musikfeste begründet. Nun rief er in Stettin die Pommerschen Musikfeste ins Leben, das erste mit Max von Schillings, das zweite zur Einweihung des akustisch befriedigend umgebauten Konzerthausaales, das dritte als Brahmsfest. Wiemanns Organisationsgabe überwand hier alle Schwierigkeiten. Für das denkwürdige „Erste Pommersche Musikfest“ war als

Chorwerk Liszts „Heilige Elisabeth“, zugleich als Hundertjahrfeier für Liszt, gewählt worden. Das Symphoniekonzert brachte Beethovens IX. Symphonie. Drei Kompositionen von Max von Schillings, das Vorspiel zum 3. Akt des Pfeiffertages, das „Hexenlied“ von Wildenbruch und endlich Goethes „Hochzeitslied“ für Soli, Chor und Orchester wurden vom Komponisten dirigiert. Treffliche Solisten wie Frau Lili Hafgren-Waag, Frau Paula Weinbaum, Kammersänger Pinks, der Baritonist Thomas Denys und Raoul Deplanque vom Stadttheater waren mit ganzer Seele bei ihrer Aufgabe. An die großartige Deklamation des Hexenliedes durch Kammersänger Karl Meyer, Berlin, erinnere ich mich noch als eines überwältigenden Eindruckes. In Stettin gingen die Wogen der Begeisterung hoch. Robert Wiemann und Max von Schillings waren der Gegenstand stürmischer Huldigungen.

Für die künstlerische Erziehung der Stettiner Hörer hat Robert Wiemann im Laufe der Jahre Bedeutendes geleistet. Sein ernster und edler Kunstgeschmack trieb ihn zur Auslese des Wertvollsten, mochte es sich nun um alte oder neue Musik handeln. Er führte die klassische Linie seiner Vorgänger fort, aber er fühlte sich dem

Schaffen der Gegenwart verpflichtet. Gerade bei der Auswahl neuer Werke aber kam ihm sein fast unfehlbarer Wertinstinkt zugute, er fand und förderte das wirklich Bedeutende, mochte es zur Zeit noch so umstritten sein und nicht allen Hörern behagen. So brachte er das Stettiner Musikleben mit der Gegenwart in Fühlung. Es erschienen neben den großen Vokal- und Instrumentalwerken von Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven (Missa solemnis, IX. Symphonie), Schubert, Schumann, Brahms, Bruckner (f-moll-Messe, 2., 3., 4., 5. 9. Symphonie), Berlioz, Liszt, Wagner, Richard Strauß (Heldenleben, Symphonia domestica), auch Aufführungen von Georg Schumann, Friedrich E. Koch, Ph. Wolfrum, Enrico Bossi, Wolf-Ferrari, Schillings, Max Reger, Hans Pfitzner. Sie wurden zu wertvollen Bereicherungen der Programme. Die teilweise damals stark umstrittenen Komponisten gehören mit ihren Werken heute ohne weiteres in die musikalische Schatzkammer. Eine der ersten Aufführungen „Von deutscher Seele“ von Pfitzner fand in Stettin statt. Aber auch die einheimischen Komponisten kamen nicht zu kurz. Vor allem wurde Carl Adolf Lorenz aufgeführt, aber auch Kompositionen von Ulrich Hildebrandt, Erich Rust, Hansmaria Dombrowski und Adolf Leßle aus der Taufe gehoben.

Mit dem Lehrergesangverein führte Wiemann u. a. Balladen von Hegar, M. Neumann „Hagen“, v. Möllendorf „Brücke am Tay“ auf. Die denkwürdigen Aufführungen von Volbachs „Mette von Marienburg“ und Nicodés Symphonieode „Das Meer“ dürfen hier nicht vergessen werden.

In den 24 Jahren seiner Stettiner Tätigkeit, in denen die besten und reifsten Lebensjahre beschlossen lagen, arbeitete Robert Wiemann dauernd an der Vervollkommnung des Orchesters, dessen Umgründung zu einem Städtischen Orchester ihm nach jahrelangem, mit zäher Energie geführtem Kampfe gelungen war. Gerade das bedeutete einen großen Schritt vorwärts. Neben der Führung der großen Konzerte hatte Wiemann den Magistrat in Musikfragen zu beraten, er war auch staatlicher Musikberater für den Regierungsbezirk Stettin und Vorsitzender der Orts- und Provinzialgruppe des „Reichsverbandes Deutscher Tonkünstler und Musiklehrer“. Neben den Symphoniekonzerten, für die nun das Städtische Orchester zur Verfügung stand, hatte Wiemann die Volkssymphoniekonzerte eingerichtet, die bei niedrigen Eintrittspreisen in einer Zeit hoher Eintrittsgelder jedem Volksgenossen den Genuß großer Kunst ermöglichten. Zu diesen Konzerten wurden stets einheimische Solisten herangezogen, sie sind manchem Künstler von Ruf zum Sprungbrett ge-



Robert Wiemann
Aufn.: Katharina Schultz

worden. Dies vorzügliche Mittel zur Schulung und Entfaltung jüngerer einheimischer Talente war von bedeutendem erzieherischem Wert. Auch die unentgeltliche Veranstaltung von Orchesterkonzerten für Schulen war Wiemanns Werk.

Es ist erstaunlich, daß dem unermüdeten Arbeiter, der sich stets auch bis ins kleinste um den technischen Apparat zu kümmern pflegte, nebenher eine so reiche kompositorische Tätigkeit gelang. Er setzte damit die Tradition der schaffenden Leiter des Stettiner Musiklebens würdig fort. Überblicken wir heute sein Werk, so fallen zunächst zehn größere Orchesterwerke ins Auge, darunter eine Symphonie, die Tondichtungen „Erdenwallen“ und „Bergwanderung“ (die unter Wiemanns Nachfolger Gustav Mannebeck in der Theater- und Musikwoche erschien). „Kassandra“ nach Schiller, die symphonische Phantasie „Am Meer“ mit Schlußchor und Orgel, in der eine prachtvolle Tonmalerei entfaltet wird, und das abendfüllende Chorwerk „Frithjof und Ingeborg“. Mit den meisten dieser Werke erlebte Stettin die Spannung und den Reiz, die stets von Uraufführungen ausgehen. Diese spornten die mitwirkenden Künstler zu höchsten Leistungen an und trugen den Namen des Stettiner Musikdirektors ins Reich.

Kammermusik darf man vielleicht sogar als ein Lieblingsfeld von Robert Wiemann bezeichnen. Er ist selbst ein Kammermusiker von

hohem Rang (Pianist), ein äußerst feinnerviger Liedbegleiter und pflegte Kammermusik mit besonderer Liebe und Hingabe. Seine kammermusikalischen Schöpfungen, u. a. seine Violinsonate, Klaviertrio, Klavierquintett, erlebten ihre Uraufführungen in diesen Konzerten. Nicht wenige von ihnen wurden auch im Rundfunk verbreitet, der Deutschlandsender brachte sein e-moll-Quartett, der Münchener Sender Variationen für zwei Klaviere, der Breslauer Sender sein Klaviertrio.

Für Frauen-, Männer- und Gemischten Chor schrieb Wiemann zahlreiche Werke. Zu dem Schönsten gehört hier Nietzsches Nachtlied aus „Zarathustra“ für Bariton und Orgel. Erstaunlich ist Wiemanns Fruchtbarkeit als Liederkomponist. Er vertonte über 100 Lieder auf Gedichte von Goethe, Eichendorff, Lenau, Mörike, Henckell, Richard Dehmel, Falke. Auch Gedichte pommerischer Autoren waren darunter. Die „Okeaniden“ von Robert Prutz setzte er sehr eindrucksvoll für Sopran, Alt, Solo, Frauenchor und Orchester, Hans Benzmanns „Abendsegen“ als Männerchor. Gustav Schülers „Glockensprüche“ und „Deutscher Sang“ feierten manche Triumphe. Lyrische Gedichte von Karla König und Gertrud Weidmann zeigen wie alle Lieder Wiemanns feine Hand.

Eine einaktige Oper „Der Gefangene im Kaukasus“ (nach A. von Puschkine auf einen selbstgeschriebenen Text) ist noch unaufgeführt.

Innerlichkeit, abgeklärte Vornehmheit und eine virtuose Beherrschung der technischen Mittel sind charakteristische Wesenszüge in Wiemanns Schaffen, der zur neudeutschen Schule gerechnet wird. Der ernste Adel einer lautereren und gefestigten Persönlichkeit ist überall spürbar. Den Aufführenden macht er es niemals leicht, billige Effekte wird man bei ihm vergeblich suchen. Die Arbeit war die große Kraftquelle seines Lebens, den Ausgleich suchte und fand er in der Natur. Der Ruhestand war ihm nur Mittel und Weg zur völligen Versenkung in die schöpferische Arbeit. Kürzlich vollendete Wiemann eine Symphonie fantastica, eine Musik für Orchester, Variationen für zwei Klaviere, eine Sonate für Klavier und eine zweite für Klavier und Violoncell.

Dem Stettiner Musikleben war Robert Wiemann ein entschlossener Führer, der eine geschlossene Leistung hinterließ. Die Ehrlichkeit seines künstlerischen Willens, die keine Kompromisse zuließ, wirkte oft imponierend. Mit dem Ernst, den keine Mühe bleicht, verfolgte er seine künstlerischen Ziele. Der Dienst am Gemeinwohl bedeutete ihm alles.

Seine Arbeit und sein Wesen bleiben mit einer blühenden und kraftvollen Epoche unseres Stettiner Musiklebens unzertrennlich verbunden. Noch heute gilt das Werk des in der Stille Schaffenden dem musikalischen Ansehen von Stettin und Pommern.

KARL WILHELM RAMLER

Ode auf die Wiederkunft des Königes (1763)

*Der Held, um den du bebstest, wann im Streite,
Wohin Ihn dein Verhängnis trug,
Der ehrne Donner von den Bergen, Ihm zur Seite,
Die Feldherrn niederschlug:*

*Da wider Ihn mehr Feinde sich gesellten,
Als die die Nachwelt glauben darf,
Und Er sich mit entschloßner Seele zweyen Welten
Allein entgegenwarf;*

*Dein König, o Berlin, durch den du weiser,
Als alle deine Schwestern bist,
Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist;*

*Dein Vater, der dich oft in deinem Mangel,
Gespeist, kehrt wieder in dein Land,
Und hat in Fesseln, an der Höllenpforten Angel,
Die Zwietracht hingebannt.*

*Fall an Sein Herz, o Königin, mit Zähren
Der Freude! Fleuch an Seine Brust,
Amalia, von Deinen frommen Dankaltären!
Und rede, wenn die Lust*

*Dich reden läßt! Vermählte Seiner Brüder,
Küßt Sein friedselig Angesicht:
Willkommen, Schutzgeist Deines Volkes! und sagt wieder:
Willkommen! und mehr nicht.*

*Ihr Jungfrau, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain
Den Weg! Mischt Blumen, die der offenen Erd entsteigen,
Und frühe Blüthe drein!*

*Ihr edeln Mütter, opfert Specereyen,
Die Maraba den Tempeln zollt,
Da, wo Sein goldner Wagen, durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt!*

*Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
des Einzigem Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge; du, Chor der Alten, sage
Heil uns, daß wir das Ziel*

*So viel gekrönter Thaten sahn! Wir sterben
Von Wonne trunken: Friedrich
Bleibt hinter uns! Ihr stolzen Enkel sollt Ihn erben!
Triumph! so sag auch ich,*

*Wenn, unter hohen, jubelvollen Zungen,
Ein süßer Ton auch mir gerieth:
Triumph! ich hab ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und Ihm gefällt mein Lied.*

Jung=Blücher und die Preußen

Das sommerhelle Mittagslicht umflimmerte die hohe Düne bei Arkona; golden wie sie leuchtete das blonde Haar des fünfzehnjährigen Knaben, aus dessen Augen, flammenblau wie dieser strahlende Sommerhimmel, Verwegenheit und Abenteuerlust blitzten. Plötzlich schrie der bis dahin trotzig geschlossene Mund des schlankgliederigen sehngigen Jungen auf:

„Du — Siegfried — die Schweden!“

„Wo denn, Gebhard?“

„Da — bei Vitte gehen sie an Land, Siegfried! Wollen wir?“

„Ausreißen?“

„Ja. Und anwerben lassen. Der Vater wird fluchen, aber wenn wir Handgeld genommen haben, kann er nichts dagegen machen.“

„Pferde?“

„Stehlen wir dem Schwager Krackwitz aus dem Stall.“

„Junge — Junge —“ kraute Siegfried seinen Wuschelkopf, der etwas dunkler als der Gebhards war. Aber dann nickte er entschlossen, die Brüder reichten sich die Hand: Morgen, ehe der Tag graut — los! Sie schauten den reitenden Schweden noch lange nach, die gegen des Großen Friedrich Preußenheer ins Feld ziehen wollten. Im Sommer 1758.

Drei Tage später waren die Brüder Blücher dabei. Die Knabenspiele auf Rügens Dünen und Wäldern wurden blasse Erinnerung; Schwester und Schwager würden nun ein wenig schel-

ten und selbst Schelte empfangen vom Vater in Rostock, der nicht wollte, daß seine zwei jüngsten Buben auch Soldaten wurden. Die fünf älteren Blüchersöhne dienten alle schon im Heer des preußischen Königs. Siegfried und Gebhard sollten nach des Vaters Willen lieber die Landwirtschaft erlernen; darum hatte die kinderlose Schwester sie von Rostock nach Venz auf Rügen geholt, dem Gut ihres Mannes. Hier glaubte man die beiden Jungen, die natürlich keinen Hehl daraus machten, nur ungern Bauer zu werden — viel lieber wollten sie Attacken reiten! — sicher vor allen preußischen Werberrn.

Da erschienen plötzlich die Schweden auf Rügen und — ja, es sollte eben sein, daß der Junker Gebhard Leberecht von Blücher auf diese schwedischen Husaren stieß und —

als er bei den Schweden allein auf Vorposten Auslug hielt, schon drüben in Pommern plötzlich frech wurde. Er begann den Feind — es waren die erprobten Belling-Husaren des Großen Königs — zu höhnen und zu necken. „Holt mich doch, wenn ihr mich kriegt, ihr Hanswürste!“ schrie er den preußischen Vorposten zu, die kaum fünfzig Meter weit am Waldrande rasteten ohne sich um das „Schwedenbüble“ zu kümmern. Erst als der Grünschnabel auf hohem Roß mit ausgerupften Rüben nach den Preußen warf, war das dem Unteroffizier Pfennig von den Preußen

zuviel. Er sprang aufs Pferd, jagte zu dem schwedischen Junker hinüber und, ehe der sich davonmachen konnte, hatte er ihn mit den Worten: „Wart nur, Bübel, werd di schon schlachte!“ am Schlafittchen gepackt. Blüchers Pferd war gestrauchelt und gestürzt. Kurzerhand zog der vierschrotige Pfennig den wild um sich schlagenden blonden Burschen auf sein Pferd und brachte ihn — vornauf gehockt — seinem Obersten Belling.

„Name?“ fragte der Oberst und verbarg nicht sein Wohlgefallen an dem kräftigen blonden Niedersachsen, der da mit trotziger Flunsch und in dreister Haltung vor ihm stand.

„Blücher — Gebhard Leberecht!“

„Woher?“

„Aus Venz bei Rügen.“

„Dort sitzt doch der Kammerjunker von Krackwitz?“

„Ja. Mein Schwager.“

„So“, lächelte Belling immer wohlgefälliger. „Dann sind wir ja entfernt verwandt.“ Blücher sah den Oberst verständnislos an. Er war voll Wut über seine Gefangenschaft. — „Geboren?“ examinierte der Oberst weiter.

„16. Dezember 1742 — Rostock“ kam es stoßweise heraus.

„Vater?“

„War Rittmeister in Kurhessischen Diensten, jetzt in Rostock“

„Will Er nicht lieber bei den Preußen dienen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich habe dem König von Schweden den Eid geschworen.“

„Das läßt sich ändern“, lächelte der Oberst, und ernannte Blücher zum preußischen Cornet.

HEDWIG RODATZ-MASS

Großmudder is krank

Großmudder wir 83 Jahr old un wir noch nich eins krank west. Dat kennte sei gor nich. Dor hadd sei gor kein Tid tau hadd mit ehre nägen Kinner. Äwer nu hadd ehr't ok eins fat't, un tau'n irsten Mal in'n Lewen glöwte Großmudder doran, dat dat Taubeddgahn bi so'n Umstänn'n nich blots Fulheit is. Utbenamen de groten Krankheiten, wo't tau'n Dod geht. Denn hadd Großmudder ein Inseihn. Äwer dit mit de dicken Fäut, un wo sei kein Luft kriegen künn, dat wir denn doch ok kein Kleinigkeit, obschonst dat mit den Dod ja noch nix tau daun hadd. Dor wull Großmudder noch gor nix von weiten, dat hadd noch lang' Tid.

Dor leg sei denn nu un wüßt gor nich, wat sei mit sick anfangen süll. Twei Pähls un drei Ünnerbedden hadd sei ünner sick, un äwer sick dat dicke Dunenbedd un twei wullen Decken; un de blage Nachtjack hadd sei an un de beste Nachtmütz up. Dat wir jo all, as dat sin möt, äwer fählen

ded ehr doch wat. Sei wüßt man nich, wat dat wir. Sei leg dor jo süs ganz gaud, un en beten beter wir ehr ok all tau Maud (bi de Rauh, de sei nu hadd), äwer taufreden wir Großmudder drüm doch nich. Sei wir heil gnadderig un argerte sick äwer de Fleig' an de Wand, un wenn sei beden wull, denn kem ehr ümmer so viel kruses Tüg in den Kopp, dat sei dor nich mit prat kem. Sei hadd sick wol all ihre en beten Rauh günden müßt, denn wir dit woll nich kamen. Ehr Dochter hadd all ümmer tau ehr seggt, sei süll sick äwer Middag doch en beten in den Uhrenstauhl setten, äwer dat wull sei sick doch noch nich angewennen. Dortau wir dat noch Tid, wenn sei old wir un nix mihr daun künn. Upstunns stünn sei süs doch noch ehren Mann.

Wat hadd sei äwerhaupt leist't in ehren Lewen! Wo vele, vele Stiche hadd ehr Hand makt mit de Neihnadel, wat hadd sei wuschen, plätt't un stiewt! Alle Lüd hadden ehr hewwen

wullt un kein anner. Vieruntwintig Utstüern hadd sei neiht, bi dörting Kinnelbieren kakt, un wo vele hadd sei in dat Dodenhemd hulpen! Nu hadden ehr Kinner ehr tau sick nahmen. Sei hadden meint, mit söbtig Jahr hadd sei naug arbeit't, äwer wo hadd sei woll still sitten künnt, wo doch so v e l tau daun wir in'n Hus'. Sei müßt doch äwerall mit bi sin, äwerall taun Rechten seihn, süs güng jo de Wirtschaft nich. De Kinner wiren dor jo noch tau jung tau. Wenn ehr Tochter ok all söbtig Jahr wir, so hadd Großmudder doch ümmer noch dreiuntwintig Jahr vörut un wüßt dorüm doch ümmer en beten mihr as de annern.

Wer nu hüt woll de Kantüffeln schellen ded, wo doch de velen Ogen in wiren, un wer den ollen Karo sin Fudder gew? Ob hei woll eins nah ehr utkiken ded?

Großmudder tellte dat Tapetenmuster an de Wand. Föf-teihn von rechtsch nah linksch un elben von baben nah ünner un in de Midd wir ümmer noch de swarte Placken, de utseg, as en Kind mit 'n Waterkopp. Ja, un dor leg dat K ü s s e n wedder verdwars up den Stauhl, un dat F i n s t e r wir baben nich tauhackt. Dor kem jo so velen Tog dörch, un an'n End hadd sei gor de dicken Fäut von. Tog künnt sei nu mal nich verdrägen. Tauvel frisch Luft wir äwerhaupt nich gesund.

Großmudder hadd 'ne heimliche Leidenschaft. Dor wüßt kein Minsch wat von af. Sei leste giern in de Bäuker. Versteiht sick, blots Sünndagnahmiddags, äwer denn hadd sei doch von Rechts wegen knütten müßt, wo doch sovel Strümp intwei waren. Sei k ü n n dor äwer nich von af. Wenn wer in ehr Stuw kem, let sei dat Bauk ümmer liesing fallen, denn dat süll doch keiner seihn, nahst äwer leste sei doch wieder. Ehr wir mal 'ne Geschicht von en Räuberhauptmann un de schöne bleike Ludowika in de Hänn'n follen, un nu wir't üm Großmudder geschehn west. Sörre de Tid hadd sei all mit männig schöne Dam' Bekanntschaft makt un männig einen swarten Bösewicht ümbröcht. Upstunns hadd sei deip ünner in ehr Lad' de Gräfin liggen, de in den See mit de witten Waterrosen springen wull. So wit wir Großmudder verleden Woch kamen. Würd' de schöne junge Gärtnermann, de dor grad' äwer taukamen wir, ehr woll noch tau rechte Tid rut-trecken? Äwer wo süll Großmudder tau dat Bauk kamen, wo dat doch in de velen Däuker inpackt wir, un de Brill hadd sei ok nich hier! Un denn dat Lesen in't Bedd — dat deden woll de Damen in de Stadt, äwer doch kein vernünftig Lüd.

Nu säd sei sick denn en Gedicht ut ehr Jungmätentid her:

„In rabenschwarzer, dunkler Nacht,
Da hat der Feind sich aufgemacht,
Er schmiß den grausen Feuerbrand,
Im Nu das Haus in Flammen stand.“

Ore wat noch schöner wir:

„Und wenn er auf den Kirchhof geht,
Zuweilen etwas Weißes steht,
Da schuddert's denn an Arm und Bein
Dem armen Dorfschulmeisterlein.“

Süh, dat güng noch glatt bet tau End. Großmudder wüßt noch vel so schöne Leder.

Äwer de Tied würd ehr doch gor tau lang. Kem denn kein Minsch, sick nah ehr ümtauseihn? De hadden ehr woll ganz und gar vergeten, wo sei noch nich mal ünner de Ird wir. Großmudder kem in groten Zorn. Eigentlich müßt doch einer stief bi ehr sitten un ehr wat vertellen. So hörte sick dat doch för Kranke. Un Großmudder, dei in ehren ganzen Lewen noch nich an sick dacht hadd, würd heil kribbelköppsch un kem sick gor tau verlaten vör.

Nu rep sei, sei wull Kamelltee hewwen, un as keiner ehr hörte, ballerte sei mit den Stauhl up den Fautboden, dat dor Doden hadden von upwaken künnt, un dat ganze Hus lep tausamen, denn sei dachten. Großmudder wir ut dat Bedd follen. Äwer as sei ehr nu all fragten, wat los wir, ded sei den Mund nich apen. As sei wedder rutgahn wullen, schüll sei un säd, olle Lüd wiren doch tau bald vergeten, un keiner

dacht dor mihr an, wat sei in ehren Lewen schafft un dan hadden. Un nu dankte sei vör den Kamellentee, de ehr doch so gaud hadd dauhn künnt; äwer wenn dor keiner von sülwst an denken ded, wull sei ok keinen. Un as sei nu all verstürt rutegüngen, wir Großmudder irst recht nich woll tau Sinn. Ne, sei künnt ok rein gor nich mit sick farig warden.

Dunn äwer kreg Großmudder dörch ehr Finster wat tau seihn, woräwer sei sick gradtau verfiern ded. Sei hängen buten Wäsch up, un Großmudder hadd dor n i x von wüßt!? Wo sei dor doch süs ümmer midden mang west wir, un wo sei doch grad so giern uphängen mücht! Kiek, wo de Wind sick in dat Tüg fangen und dor mit slackern un weigen ded! Un denn de schöne, helle Sünnschien! Dat blennte gradtau up dat weite Linnen. Großmudder kreg ornlich Feuer, dor mit bi tau sin.

Wat? Dat wir jo woll Kählertsch ut'n Dörp, de dor mit uphängen ded? Hadden sei de tau Hülp nahmen? De ümmer nich ornlich utwaschen ded, un de grote Tasch up den Ünnerrock hadd, wo denn ümmer so vel in verschwinnen ded, wat nahst in de Bäk verspält sin süll! Un Großmudder hadd ditmal grad de gauden Nachtmützen dortwischen, de finen Linnen mit de Zacklitzen! Sei richt't sick in't Bedd tauhöcht. Wat — un nu dit! Ne, wat tau dull wir, wir tau dull! Dor hadd de Lodderlies' de Lining nich fast naug anbunnen hadd, un nu slöpte de schöne, witte Wäsch an de Ird! De Lakens wiren all all vull Sand! Dit künnt Großmudder doch nicht mit anseihn. Sei smet de wullen Decken af, un rut wir sei. Sei dacht' gor nich mihr an dicke Fäut un knappe Luft. „Ne, ne, ick darf dor noch nich twischen fehlen“, säd sei tau sick, „süs geiht' doch all verkiehrt. De Kinner sünd jo noch tau unbedarwt.“

„Mudding!“ rep de Dochder, as Großmudder, dick inpackt, up den Hoff kem. Äwer wider kem sei nich. „Lat mi man taufreden“, säd Großmudder, „un segg mi nix mihr von Krankheit. Dat is jo man all halw, wenn ick nich dortwischen bün. Wenn ick irst up Ollendeil gah — nahst kánt ji maken, wat ji willt —, äwer so wit is't noch lang nich. — Nu süh man tau, dat wi de Lin' wedder hoch kriegen. Dat ward süs jo all natt. En anner Mal paßt beten up!“

Bäuerin am Pflug

*Sie mußte schon als kleines Kind die Kühe hüten
Und früh mit ihrem Vater auf die Felder gehn.
Sie kannte alle Blumen, die am Wege blühten
Und lernte bald, die Wunder ihrer Welt verstehn.*

*In ihrer Jugend half sie auf dem Hof am Hange
Und ging am Morgen mit den Mägden in den Stall.
Drauß' auf dem Feld war ihr vor keiner Arbeit bange —
Wo man sie brauchte, half sie freudig überall.*

*Jetzt muß sie mit dem Pfluge selbst die Schollen brechen.
Der Bauer fehlt; er ist im großen Krieg Soldat.
Und ihre Hände, die von schwerer Arbeit sprechen,
Streun in die dunkle Erde stillbeglückt die Saat.*

*Wie hoffnungsfroh blickt sie dem neuen Jahr entgegen.
Begreift! ihr Tagewerk in dieser Zeit ist schwer.
Des abends betet sie um Gottes stillen Segen
Und für den Sieg und ihres Mannes Wiederkehr.*

J. H. E. BÜTTNER

Kulturleben in Pommern

Rügensche Hausmittel um 1800

„Die Hausmittel der Leute, die mir hier einfallen, waren alle etwas derber Art. Heißer Essig und Speck wurde in den zweifeltesten Fällen bei innern und äußern Verletzungen gegeben, und die Leute erwarteten Wunder davon. Eine durchschnitne Pulsader mit einer fetten Specklage zu verbinden, ist ein andres Hausmittel, das auch auf Schiffen angewendet wird. Sehr gepriesen wurde ein Glas Brantwein mit sieben Pfefferkörnern gegen Bauchgrimmen; ich habe dies Mittel öfters von Müttern holen müssen.

Gegen das Wechselfieber wurde angeordnet die innere grüne Fließrinde mit Milch und Brantwein zu einem Trank zu kochen, und Niklas Pens' verordnete sich einmal selbst einen Schnaps Terpentin.

Wenn Einer sich im Allgemeinen unwohl fühlte, und man nicht recht wußte, was es sein möchte, so war das Treten ein beliebtes Mittel. Der sich unwohl fühlte, hatte sich platt auf den Boden hinzulegen; ein Anderer zog die Schuhe aus und trat ihn zu recht. Dies verstand aber nicht jeder; das Treten war eine eigne Geschicklichkeit.

Das Treten noch mehr als das Schütteln. Dies konnte jeder, der stark genug dazu war. Der Kranke legt sich rücklings auf den Rücken des Schüttlers, giebt ihm die Arme über die Schultern unter seine Arme, und wird nun derb gerüttelt. Eine andre Art ist, den, der geschüttelt werden soll, bei den Ellbogen vor sich zu nehmen und so aufzuheben.

Mit diesem Hausmittel bediente einmal ein Arzt seinen Kranken ganz wider Willen. Er hatte einen Löffeltrank verschrieben, der starken Bodensatz im Fläschchen bildete, und daher angeordnet: ‚jedesmal vor dem Einnehmen tüchtig zu schütteln!‘ Als er sich nun nach der Wirkung seines Trankes erkundigte, sagte der Kranke: ‚der Trank ist gut genug, Herr Doktor, wenn nur das verwünschte Schütteln nicht wäre.‘ Sie hatten nämlich nicht das Fläschchen, sondern den Kranken jedesmal vor dem Einnehmen tüchtig geschüttelt. Ohne Zweifel hat die Vereinigung des naturwüchsigen und des kunstgerechten Mittels nur umso besser gewirkt.“ —

(Aus Arnold Ruge: „Aus früherer Zeit“, Berlin 1862.)

*

Otto Graunke gestorben

„Der ist in letzter Seele treu, der die Heimat liebt wie du!“ Diese Worte Theodor Fontanes wollen wir unserm Heimdichter Otto Graunke nachrufen, der in diesen Tagen in Berlin gestorben ist. Denn sein Schaffen und Dichten ist ohne seine unendliche Heimatliebe nicht denkbar. Er gehört nicht zu den Großen, deren Werk allen bekannt ist, aber in der niederdeutschen Welt hat sein Schaffen volle Anerkennung gefunden. Seine Liebe galt seinem Heimatlande Pommern und ganz besonders seiner Heimatstadt Schivelbein, wo er im Jahre 1861 geboren wurde.

„Oft seh in'n Drom en Hüsken ick,
en Hüsken, gräun von Win umrankt;
emm hew ick einst, o säutes Glück,
min güllen Kindertid verdankt.“

Sein Vater war ein kleiner Beamter der Berlin-Stettiner Eisenbahngesellschaft. Von ihm rührt die tiefe Liebe zur Natur her, die sich in Otto Graunkes Gedichten widerspiegelt. Schon früh verlor er den Vater. Seine Mutter heiratete später einen Gärtnereibesitzer. Nach der Schulentlassung wurde Otto Graunke Schreiber im Landratsamt und auf dem Hauptsteueramt im Schloß. Mit 20 Jahren ging er freiwillig zu den „Preußen“ und schrieb sich beim Stettiner Bezirkskommando bis zum Unteroffizier heran. Dann nahm er seinen Abschied und wurde Versicherungsbeamter.

Gerade in jener Zeit ging durch die Werke Fritz Reuters eine Welle der Wiederbelebung der plattdeutschen Dichtung durch das deutsche Volk. Auch Graunke, der schon als Jüngling sich an eigenen Gedichten versucht hatte, schrieb nun plattdeutsche

Verse. Als die ersten in der „Stettiner Abendpost“ erschienen, wurde man in der niederdeutschen Welt auf ihn aufmerksam. Besonders nahm sich der Schriftleiter des „Eekboom“ Albert Schwarz seiner an. Durch seine Anfangserfolge ermutigt, ließ Otto Graunke einen Band plattdeutscher Gedichte „Affsids“ erscheinen, der bald in der zweiten Auflage erschien. Es kamen dann weiter heraus „An'e Bäk“, darauf die „Awendklocke“, ein Heimatliederbuch, das vor allem Erinnerungen aus seiner Heimatstadt Schivelbein bringt, und „As't de Vagel sün g“. Otto Graunkes einziger Sohn fiel für Volk und Vaterland im Weltkriege. Der Vater suchte später das Grab seines Sohnes auf und aus diesem für ihn so schweren Erleben entstand eins seiner schwersten und reifsten Gedichte: „Achter düstre Dannen. Gedenkbläger för'n Heldengraff.“

Seit seiner Pensionierung lebte Otto Graunke in Berlin.

Johannes Diebenow.

Der 80jährige Meister Eduard Behm

Pommerns bedeutender Pianist und Komponist der Gegenwart, Professor Eduard Behm in Berlin, vollendete am 8. April in staunenswerter Körper- und Geistesfrische das 80. Lebensjahr. Seiner Vaterstadt Stettin ist er mit vorbildlicher Treue und rührender Anhänglichkeit zugetan.

Man hörte ihn hier wie an vielen Orten Deutschlands als oft und gern gesehenen und gefeierten Pianisten Jahrzehnte hindurch, teils mit eigenen Klavierwerken, teils als Begleiter namhafter Solisten, in deren Vortragsfolgen auch seine ansprechenden Lieder und gediegenen Kammermusikwerke nicht zu fehlen pflegten. Von letzteren fanden ein Trio e-moll (opus 14) für Klavier, Violine und Cello, eine viersätzig Kleine Suite (opus 22) für Violine und Klavier mit einem lieblichen Pastorale und einem begeisternden Finale sowie die Sonate d-moll (opus 40) für Violine und Klavier weite Verbreitung und Bewunderung. Neuerdings schuf der Meister, dessen Geist noch nicht ausruhen will von der Arbeit, ein Quartett Es-dur (opus 70) für Klavier, Violine, Bratsche und Cello, dessen Uraufführung demnächst in Berlin, wo er seit 1898 als Lehrer für Klavier und Komposition wirkt, zu erwarten ist.

Eduard Behm beherrscht gerade das Gebiet des einstimmigen Liedes und der Kammermusik in feinsinniger, vornehmer und ausdrucksvoller Charakterisierung, Harmonisierung und Melodienführung; der verwöhnteste Hörer und der strengste Kritiker können sich dem Bann dieses ernst und verantwortungsbewußt schaffenden Tonkünstlers, der seinem großen Lehrer und Meister Johannes Brahms alle Ehre macht, nicht entziehen. Wie dieser ein geradezu unbarmherziger Kritiker bei den Unterweisungen seiner Schüler und ihrer Arbeiten gewesen ist, so übt Behm, der aus dieser Wiener Zeit höchst anregend zu plaudern weiß, an seinen eigenen Tonschöpfungen eine unerbittliche Selbstkritik, bevor er sie an die Öffentlichkeit bringt.

Als Privatschüler des unvergessenen Altmeisters C. Ad. Lorenz sorgfältig für die musikalische Laufbahn vorbereitet, setzte Eduard Behm nach dem auf dem Stadtgymnasium zu Stettin bestandenen Abitur seine Studien am Leipziger Konservatorium und an der Hochschule für Musik in Berlin fort, bis er 1890 von Hans von Bülow an Johannes Brahms in Wien empfohlen wurde und dessen Unterweisungen zwei Jahre hindurch genießen durfte. Einige Jahre als Dirigent, Musikreferent und Lehrer in Stettin, Erfurt und Berlin tätig, ließ er sich hier 1898 als freischaffender Künstler nieder und sah sich bald als einer der gesuchtesten Begleiter am Flügel ungemain in Anspruch genommen, weil sein beseeleteres und beschwingtes Spiel, ganz abgesehen von gewissenhafter und vollendeter Technik, ein feinfühliges und poesievolles Nachschaffen hinterließ und sich auf den Sänger zwangsläufig übertrug.

Erich Müller, Steglitz.

Zu Ulrich Sanders 50. Geburtstag

Der pommersche Dichter Ulrich Sander, der von Pommern aus eine reiche schriftstellerische Tätigkeit entfaltet, wurde am 29. März fünfzig Jahre alt. Mann und Werk, eigenwüchsig und daher nicht ohne Widerspruch, in den letzten Jahren mehrfach ausgezeichnet, so durch einen Preis des Gaus

Pommern und durch den Volkspreis für deutsche Dichtung in Braunschweig, fanden jetzt in vielen Blättern Deutschlands erneute Würdigung. Die Universitätsbibliothek Greifswald brachte zum Geburtstag eine Ausstellung graphischer Arbeiten des Dichters. Graphischer Arbeiten? Nun, Ulrich Sander gehört zu den vielseitig schaffenden Künstlern, er ist nicht nur Mann der Feder, sondern auch Maler und Radierer.

Sein Lebensweg führte ihn nach der Gymnasialzeit in der Heimatstadt Anklam als Soldat zum I. Seebataillon nach Kiel, wo er auch, anschließend in Berlin und Greifswald, deutsche Sprache und Geschichte studierte. Dann Eintritt in das 2. Pionier-Bataillon; hier im Weltkrieg Offizier, Eisernes Kreuz, Führer einer Kompanie, zweimal verwundet. 1919 mit einer Kompanie im Baltikum, in Litauen, Posen und Westpreußen. 1920—1926 Tätigkeit im Landbund. Seit 1926 ansässig an der Ostsee in Bodenhausen bei Kolberg auf einem eigenen, in harter Arbeit behaupteten Büdnerkatzen von zwei Morgen Größe. In diesem Krieg zunächst Oberleutnant an der Kanalküste, zur Zeit Hauptmann.

1926 entstand das erste Werk, der Roman „Inge Holm“. 1933 erschien das erste Buch, gleich ein großer Wurf, „Pioniere“, eines der bleibenden Bücher vom Weltkrieg. Daran reihten sich in schneller Folge die weiteren Veröffentlichungen: Romane, Erzählungen, Novellen, Gedichte, Aufsätze. Weit über dreißig Bücher von seiner Hand liegen vor. Aus ihrer Fülle seien noch genannt: „Das feldgraue Herz“, „Kompost“, „Norddeutsche Menschen“, „Jungens“, „Kliffsommer“, „Bauern, Fischer und Soldaten“, „Mann vom See“, „Oberst Lindeblatt“, „Sergeant Poggendorf“, „Die Werft im Hafen“.

Ulrich Sander ist ein Mann der Wirklichkeit, ein echtes Kind seiner Zeit, und so ist auch seine Sprache: knapp, klar und unmißverständlich. Schon die Titel der Bücher verkünden, was diesem Dichter am Herzen liegt: das norddeutsche Land und der norddeutsche Mensch, mit einem Wort: das nordische Deutschland. Als dessen Sinnbilder bannte er den Atem der pommerschen Erde und der See, das schicksalhafte Ringen des pommerschen Menschen um die Scholle und das pommersche unvergängliche Soldatentum in seine Bücher, er selbst einer der ewigen pommerschen Bauern und Soldaten. Wie er, hineingerissen in die gewaltige Zeitenwende, der lebende Wall um das heilige Deutschland während des Weltkrieges, im Zusammenbruch, in der chaotischen Nachkriegszeit, immer in zäher Bewährung, den Sieg der Zukunft vor sich her im Herzen tragend, das sind seine Menschen, tagtäglich neu gehärtet, natürlich in allen ihren Beziehungen zur Welt und zu einander.

Alle seine Bücher sind Rufe in die Zukunft; das Leben, das deutsche Leben geht weiter! So wurde aus dem treuen Sohn Pommerns, der auch heute noch den größeren Teil seiner künstlerischen Lebensarbeit vor sich sieht, der deutsche Dichter Ulrich Sander.

Georg Kuhlmeier.

Ein neuer Maler Ostdeutschlands

Aus der Verschiedenartigkeit der deutschen Stammescharaktere und der Vielfalt der deutschen Landschaften ergibt sich der Reichtum und die Fülle der deutschen Kunst. Gerade im deutschen Nordosten ist es eine wichtige Aufgabe, jede schöpferische Persönlichkeit anzuerkennen und zu fördern, die in einer naturgewachsenen Verbundenheit mit dem Boden der Heimat und mit offenem Blick für ihre Eigenart Überpersönliches gestaltet. In dieser Hinsicht war die Kunstausstellung, die während des Februar und März auf Veranlassung des Regierungspräsidenten P. Eckhardt im Landestheater zu Schneidemühl durchgeführt und von ihm eröffnet wurde, ein verdienstvolles und erfolgreiches Unternehmen.

Sie stellte nicht weniger als 66 Werke eines einzelnen, bisher so gut wie unbekanntem Künstler zum ersten Male an die Öffentlichkeit und brachte mit ihnen in der Tat eine „Neuentdeckung“.

Der heute 33jährige Gerhard Wessel aus Böskau im Kreise Deutsch-Krone ist eine selbständige, scharf umrissene Persönlichkeit, deren künstlerische Anschauung getragen ist von einem starken Empfinden für den Charakter der ostdeutschen Landschaft und ihrer Menschen. Wessel ist der Sohn eines alten Bauerngeschlechtes und lebt noch heute in seinem Vaterhause. Zunächst ist er selbst hinter dem Pflug geschritten und hat nur aus Liebe zur Kunst gemalt, bis er vor sieben Jahren die Kunstakademie in Düsseldorf besuchen und seine Ausbildung als Künstler vollenden konnte.

Er ist ein Maler von echtem starkem Temperament, begabt mit koloristischem Sinn. Er malt in kräftigen, doch sicher abgestimmten, meist dunkeltonigen Farben die weiträumige, wellige und formenreiche Landschaft der Grenzmark und ihre Bauern-

De Heldenbrut

*Wenn süs de Rosen blüuhten,
Hett selig 't Hart mi lacht,
Un minę Ogen glüuhten
Vör Freud bi all de Pracht.*

*Nu oewerst ward'n de Ogen
Mi dröw, wenn 'k Rosen seih,
Stats Glück un Jubel togen
In 't Hart mi Gram un Weih.*

*Denn de mi einst mit Rosen
Den Weg bekränsen wull,
De liggt nu unn're Wrosen —
De Krieg meiht gor tau dull.*

*Wat mücht ick Rosen plücken
So vel, as 'k faten künn',
Sin Heldengraff tau smücken — —
Wüßt blot ick, wo ick 't fünn'.*

OTTO GRAUNKE

häuser und Höfe mit all ihrem Gerät und die Menschen, die in ihrem natürlichen Lebenszusammenhang mit ihnen verbunden sind. Mit der gleichen Kraft und Wahrheit der Anschauung malt er auch die Fischer und ihre Katen, ihre Schiffe in Nidden auf der Kurischen Nehrung.

Die Ausstellung zeigte eine ganze Reihe von Köpfen, deren plastische Durcharbeitung ein starkes Formgefühl beweist, Höhepunkte des Schaffens der letzten Jahre sind namentlich einige Bildnisse alter Bauersfrauen vor dem Hintergrunde der heimatischen Landschaft, die eine weit über den Durchschnitt hinausgehende Kraft der Bildprägung kundtun und auch in der farbigen Gestaltung überzeugen. Wie sich das Rot und stumpfe Blau in der Tracht mit dem Braun der erdhaft empfundenen Landschaft zu einem einheitlichen gehaltenen Klang verbinden, bleibt im Gedächtnis haften.

Daß der Maler nicht äußerlich nach der Weise einer Allerwelts-Heimatmalerei nur am Motiv klebt, sondern tiefer blickt und nach einer Form strebt, die mit künstlerischen Mitteln das Wesentliche packt, gibt seinem Werk, wie es jetzt vorliegt, erhöhte Bedeutung. Man wird die weitere Entwicklung Gerhard Wessels mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit verfolgen müssen.

Otto Holtze.

Uraufführungserfolg Gillis van Rappards

Ein neues Schauspiel von Gillis van Rappard, dem Oberspielleiter des Stettiner Stadttheaters, wurde am 17. April im Rahmen der Essener Kulturwoche mit starkem Erfolg uraufgeführt. Mit diesem Werk hat der Dichter einen weiteren und entscheidenden Schritt nach vorn getan; ist ihm als Theaterpraktiker das Handwerkliche in hohem Maße eigen, so imponiert im „Woldemar Kreuzträger“ weniger die dramatische Gestaltung des Stoffes als die sprachlich außerordentlich intensive Durchformung.

Woldemar, König von Dänemark, — die Handlung spielt im 12. Jahrhundert — ist zu all seiner Häßlichkeit noch mit einem Male auf der Stirn gezeichnet. Mensch und Tier ergriffen vor ihm die Flucht wie vor dem Bösen. Die Unfruchtbarkeit seines Weibes machte diese Last, die er mit sich schleppen mußte, noch unerträglicher. Er verließ sein Schloß, löschte all seine Heldentaten auf Kriegs- und Eroberungszügen aus seinem Gedächtnis und zog umher. Da begegnet ihm auf der halb zerfallenen Gurreburg ein blindes Mädchen von reiner Schönheit. Sie erkennt nicht den Gezeichneten, sondern erschließt ihm ihr Herz und ihre Liebe. Inzwischen aber droht der Staat zu zerfallen, die Feinde versuchen das ferne Verweilen Woldemars zu ihrem Vorteil auszunützen. Als der König den Ermahnungen seiner Freunde und Ratgeber nicht nachgeben, sondern bei seiner Geliebten bleiben will, rufen sie die Königin herbei, die mit einem zauberischen Kusse die Blinde tötet, dafür aber mit dem Leben büßen muß.

Die Verwundeten

*Seht, uns traf die Kugel schwer,
die den Leib zerschunden,
doch es bluten, schmerzen mehr
uns die andern Wunden . . .*

*Zähneknirschend sehn wir zu,
wenn sie uns verbinden —
wenn in eisig stiller Ruh'
wir die Qual verwinden!*

*Ruh', was ist das für ein Klang?
Ruh' soll uns genesen?
Ach, wie sind wir doch so lang
von euch fortgewesen!*

*Immer schreckt im Schlafe noch
uns des Kampfes Schwere!
und wir fahren schreiend hoch:
Wo sind die Gewehre!?*

*Und wir fahren fiebernd auf
und vom Schmerz benommen!
Schrei'n es wohl zu Gott hinauf:
Brüder ihr, wir kommen!*

PAUL FULBRECHT

Den glasklaren und furchtlosen Vorhaltungen des Erzbischofs gelingt es endlich, den König zu seinen Pflichten zurückzurufen.

Die hier obwaltende Idee ist die der Beugung jedes persönlichen Ichs unter die Forderung des Staates, namentlich in seinem Herrscher, die ja immer wieder auf neue Art dramatisch ausgewertet wird. Bei van Rappard liegt, wie schon gesagt, der Akzent auf der symbolgesättigten Sprache. Nicht immer allerdings ist das erforderliche Maß gewahrt. Die Bilder und Gleichnisse stürzen förmlich übereinander, zuweilen herrscht ein erdrückendes Übermaß von aufeinander geschichteten Gesichtern, so etwa im letzten Akt, der kein Ende nehmen will. Es ist alles, was der Dichter mitzuteilen hat, mit letzter Eindringlichkeit ausgesprochen, schließlich muß aber ein Zuviel der beabsichtigten Wirkung entgegenarbeiten. Hart nebeneinander Ausbrüche der Gewalt und Verkündigungen von zarter Innigkeit, immer jedoch spürt man eine Spannung, die sich nicht entläßt, nicht lösen kann, weil sie von einer anderen verdrängt wird. Durchaus echt und glaubhaft ist das angewandte Pathos, seine Unentwegtheit aber stört die Organik des dramatischen Ablaufs.

Der Essener Aufführung in der Inszenierung Theodor Hartens ist nachzurühmen, daß sie ihre besten Mittel rückhaltlos einsetzte. Der Spielleiter verlegte das Gewicht mit Recht auf die Herausschälung der Gesetzmäßigkeiten einer Tragödie und ließ das Geschehen in einer fast dämonischen Starre Erscheinung werden. Die Bändigung des Sprachlichen war eine bedeutsame Leistung, in die sich die hervorragenden Darsteller teilten. Der anwesende Autor war Zeuge seines schönen Erfolgs.

Heinrich Schmidt.

Aune Antti sang in Pommern

Auf dem Podium im Grünen Saale des Konzerthauses in Stettin steht eine scharmante, schöne Frau, man denkt unwillkürlich an Wien — aber es ist Aune Antti, die bedeutendste finnische Sopranistin des Konzertpodiums, die da soeben von Kreisamtsleiter Dr. Zaddach im Namen der Nordischen Gesellschaft, Pommern-Kontor, begrüßt wird. Der Redner wendet sich auch ihrem Begleiter zu, dem finnischen Pianisten Kostti Vehanen, einer markanten, schlanken Gestalt mit scharfgeschnittenen Zügen, festblickenden Augen unter buschigen Brauen: ein echter Vertreter seines bei uns so hochgeschätzten Volkes.

Eine Stimme schwingt durch den Saal, deren glockenreiner Klang fasziniert. Wie locker ist sie, wie leicht gewinnt sie die Bindungen, fast spielerisch leicht scheint es, wie sicher wiederum

steht jeder Ton ohne die geringste Schwankung und wie voll klingt er aus. Überlegen wird der Vortrag gestaltet, erwärmt von echter Empfindung, geboren aus musikalischer Seele. In welche Bezirke sich die Sängerin im Verlaufe des Abends auch begibt: überall ist sie zu Hause, jeden Stil beherrscht sie, ob Lied, Ballade, Arie, ob deutsche, italienische oder finnische Laute an unser Ohr schlagen: wir lauschen gebannt — und damit ist die große Kunst dieser Sängerin bestätigt. Wie sie selbst, so fesselt uns auch das wohldurchdachte Programm, das uns viel Neues, manches für uns Eigenartige bringt.

Bezeichnend, daß sie ihren großen Landsmann Sibelius voranstellt, in deutscher Übersetzung. Vielleicht hatte das „An den Abend“ die stärkste Wirkung durch den großen Ernst nordischer Auffassung, der unverkennbar durch Ton und Wort hindurchschimmerte. Erstaunliche Einfühlung in die gemühtiefe Welt Schuberts wiederum zeichneten einige seiner bekanntesten und immer gern gehörten Lieder aus, in denen Aune Antti völlig zu Hause ist. Ein Mozart lag nahe, aber sogleich eine prächtig gesungene Arie aus seiner Oper „Cosi fan tutte“. Der weitere Teil nahm uns jedoch begreiflicher Weise ganz gefangen, die Weisen ihrer Heimat, wie sie Kilpinen, Kuula, wie sie das Volk in Karelien selbst gefunden. Gerade Kilpinen hat sich ja längst auch bei uns in Deutschland durchgesetzt. Sein „Grabesnacht“, „Im Mondschein“ sind von erschütternder Wirkung, liebliche Töne findet er für das „Röselein“, und sehr interessant war uns die große „Vokale Etüde“, die eine lange Melodie auf den Laut a zum Ausdruck bringt. Dem tragischen Geschehen in „Mariatas Lied“, dem Kuula so ergreifende Töne zu verleihen weiß, gibt die Künstlerin alle Tiefe einer großen Meisterschaft. Die Seele des „Landes der tausend Seen“ spiegelt sich sodann trefflich wieder in den „Karelischen Volksliedern“, durchweht von goldenem Humor. Auch ohne Kenntnis der finnischen Sprache machte uns die reiche Vortragskunst der Sängerin ihren Inhalt deutlich, zumal Kostti Vehanen in knappen Worten jedesmal eine Andeutung in deutscher Sprache machte. Seine entzückend klingenden Bearbeitungen dieser Lieder machen sie uns doppelt wert, wie er überhaupt in seiner markanten, unbedingt zuverlässigen und höchst wandlungsfähigen Begleitung am Flügel die Sängerin ergänzte.

Auch in anderen pommerschen Städten gab die finnische Sängerin Konzerte. Ernst Bock.

Gäste aus dem Norden in Greifswald

Auf einer Vortragsveranstaltung des Instituts für Finnlandkunde der Universität Greifswald sprach der finnische Professor Pesonen, Direktor des Anatomischen Instituts der Universität Helsinki, in einem Hörsaal der Universität über „Die rassische Zusammensetzung des finnischen Volkes unter Berücksichtigung der finnischen Ostgrenze“.

Dozent Dr. Grellmann, der Direktor des Instituts für Finnlandkunde, begrüßte in dem finnischen Gast den besten Kenner Finnlands auf dem Gebiete der Rassenforschung, der uns über unseren Bundesgenossen ein klares Bild der rassischen Zusammensetzung entwarf. Prof. Pesonen verließ seiner Freude darüber Ausdruck, daß er in einer Stadt sprechen dürfe, die seit Jahren so enge Beziehungen zu Finnland gepflegt hat und in der viele Freunde Finnlands zu Hause sind. Prof. Dr. Pfuhl, der Direktor des Anatomischen Instituts der Universität, dankte dem Gast für seinen lebhaften Vortrag mit warmen Worten. Das deutsche Volk habe für Finnland immer eine gewisse Zuneigung gehabt, die auf geistiger Verwandtschaft beruhe. Er betonte, daß beide Völker in schwerer Zeit sich als heroische Völker bewährt haben. Der gemeinsame Kampf der Gegenwart bringe die Völker einander noch näher und führe sie zusammen zu gemeinsamer Arbeit an der neuen Ordnung in Europa.

Auf einer Veranstaltung des Norwegischen Instituts der Universität Greifswald und des Geographischen Instituts sprach der norwegische Eismeer- und Polarforscher Dr. Hoel, Prorektor der Universität Oslo, in einem Hörsaal der Universität über seine Forschungsergebnisse in den Polargebieten unter dem Thema „Die Erschließung des weißen Erdteils“. Professor Hoel, der seit vielen Jahren als Freund Deutschlands und hervorragender norwegischer Gelehrter bekannt ist, steht seit langem in enger Verbindung mit dem Norwegischen Institut in Greifswald. Ein langjähriger Wunsch des Direktors dieses Instituts, Prof. Dr. Magon, der den Gast begrüßte, fand nun an diesem Tage seine Erfüllung. Professor Hoel gab zunächst einen Überblick über die Ausdehnung des Polarraumes; er umfaßt rund 26 000 000 qkm. Die tiefste Durchschnittstemperatur beträgt etwa — 36 Grad, die höchste bewegt sich im Sommer bei 0 Grad.

Nach der Schilderung der Natur der Polarwelt, die prächtige Lichtbilder veranschaulichten, behandelte der norwegische Gelehrte, dessen Spezialforschungsgebiete Spitzbergen und Grönland sind, die Geschichte der Polarforschung und ließ in lebendiger Schilderung und in gut klingendem Deutsch all die Helden der Wissenschaft, die unter Einsatz ihres Lebens ungeheure Leistungen in Schnee und Eis und drohender Einsamkeit vollbrachten, vor seinen Hörern erscheinen, wie Nansen, Amundsen, Peary, Bird, Wilkins, Nobile. Besonderes Lob zollte er der deutschen photographischen Aufnahmemethode, mit deren Hilfe die Polargebiete kartographisch von Deutschen und Norwegern gemeinsam aufgenommen wurden. Die wirtschaftliche Erschließung der Tierwelt und der Bodenschätze des weißen Erdteils fand ebenfalls eingehende Behandlung. Professor Dr. Lautensack, der Direktor des Geographischen Instituts, dankte dem Vortragenden für seinen lebendigen und sachlichen Vortrag.

Eine preußische Novelle von Ehm Welk

In diesen Tagen erscheint im Deutschen Verlag, Berlin, eine „preußische Novelle“ von Ehm Welk: „Die Fanfare im Pariser Einzugsmarsch“. Obwohl mit 111 Seiten nicht allzu umfangreich, steht sie den großen Romanen, die den Namen des bei Stettin lebenden Dichters zu einem teuren Besitz aller Pommern haben werden lassen, in der Weisheit des Herzens von den Tiefen des Menschentums in keiner Weise nach, ja, man könnte meinen, daß sie sie in der geballten Form der Erzählung an künstlerischer Geschlossenheit noch übertrifft.

Es hebt an in der Halle des Hotels „Preußenhof“ in Stettin, als im Juni 1940 Paris gefallen war. Von diesem Standpunkt aus, den wir Leser unmittelbar zu teilen vermögen, durchleuchtet der Dichter in dem Geschick der pommerschen Adelsfamilie von Brinckow — das ein ungewöhnliches ist, mag es sich auch, einmal begonnen, nach einer strengen Gesetzmäßigkeit vollziehen — das Schicksal Preußens in den letzten 150 Jahren, seit in Paris die große Revolution ausbrach. Kaum eine der entscheidenden Stunden der Geschichte, auf die nicht hingewiesen, die nicht gedeutet würde, sei es auch scheinbar nur am Rande. Dies ist der allgemein preußische Hintergrund.

Davor steht in dem umfangreichsten Hauptteil der Bericht von den Taten des Yorkschen Korps. An dem Tag von Taurog-

gen preußisches Gesetz zu deuten, hat manch einen Dichter schon gereizt. Ehm Welk sieht tiefer. Ihm geht es nicht um die notwendige geschichtliche Entscheidung, in der der einzelne wohl nur Werkzeug war, sondern darum, wie die Männer, die diese Last auf sich nahmen, sie in preußischer Pflichterfüllung zu tragen wissen; den Feldzug hindurch und bis in das ferne Leben späterer Geschlechter.

Und dies letztere nun ist der Vordergrund der Novelle. Hier spitzt sich das Preußische in einem Geschlecht zu, eben den Brinckows. Ihr Ahn hat seinen Kopf in der französischen Revolution auf dem Greve-Platz in Paris lassen müssen. Ihn zu rächen mit, zogen sie in die Freiheitskriege, das Persönliche dem Allgemeinen verbindend. Die Yorksche Tat hinderte sie an der Erfüllung des Familienauftrags, bis in diesem zweiten Weltkrieg der jüngste Brinckow als Unteroffizier in einem Panzer-Regiment endlich auf dem Greve-Platz stehen durfte — in dem Augenblick als das Preußische sich endgültig in dem Deutschen löste.

Eine solche Auflösung des Verwobenen, wie sie hier versucht wurde, kann leicht den Anschein erwecken, als werde in der Erzählung eine Absicht aufdringlich verkündet. Das ist es aber nicht. In dieser Novelle steht keine tote Zeile, kein leerer Satz. Alles ist von prallem Leben erfüllt. Menschen sehen wir vor uns, die in ihrer einmaligen Erscheinung so leicht niemand vergißt. Und der Dichter verschweigt die Abgründe nicht — eine der erschütterndsten Gestalten ist der Major von Platen.

Das alles drängt sich auf einem so engen Raum! Es wird möglich durch die Form- und Sprachkraft des Dichters. Die Sprache ist objektiv, fast kühl, aber unter der Oberfläche der Worte zittert die Leidenschaft und führt von der äußeren Wirklichkeit in die dahinter stehende Wahrheit. In wenigen Zeilen versteht Welk es, die Weite der menschlichen Brust vom tollen Zynismus bis zur reinsten Lauterkeit der Gefühle auszuschreiten; sie nicht zu beschreiben, sondern unmittelbar vor uns hinzustellen.

„Die Fanfare im Pariser Einzugsmarsch“ gehört zum klassischen Erzählgut unseres Volkes. Pommern ist stolz auf sie, weil sie das Deutsche, Preußische in seiner pommerschen Erscheinungsform zur Dichtung erhebt.

Wolfgang Hultsch.



Fischerhütten.
Gemälde von
Gerhard Wessel,
Böskau,
Kr. Deutsch Krone

1. Ich habe allen Landsleuten die schmerzliche Mitteilung zu machen, daß unser lieber Freund und Landsmann Dr. med. Ernst Klindt-Halle, der Begründer des Reichspommernbundes, nach langem, schwerem Leiden für immer von uns gegangen ist.

Wir verlieren in dem Verstorbenen, der am 19. Dezember 1875 in Bublitz geboren wurde, unsäglich viel. Denn Ernst Klindts ganzes Denken und Sinnen galt der Heimat. Er war von allen Getreuen der Treuste. 1928 gründete er den „Verein heimat-treuer Pommern“ in Halle, 1931 die „Pommersche Landsmannschaft“ in Leipzig, 1935 die in Dresden und 1938 die Landsmannschaft in München. 1929 hatte er alle Pommern im Reich zur Gründung des RPB. aufgerufen. Die Gründungsversammlung in Halle, an der ich als Festredner teilnehmen durfte, wird mir als eine der eindrucksvollsten Stunden, die ich je erlebte, immer unvergessen bleiben.

Unser Dank ist ihm, dem prächtigen, immer fröhlichen Landsmann, über das Grab hinaus gewiß. Zahlreiche Landsleute, auch die Leipziger, gaben ihm am 18. Februar in Halle das letzte Geleit. Ich durfte ihm die Grüße der Heimat nachrufen und sein Grab mit einem Kranz des RPB. schmücken.

2. Zum Leiter unseres Gau's Mitteldeutschland habe ich nach dem Tode Ernst Klindts unsern Landsmann Albert Gülzow in Leipzig bestellt.

3. Das nicht mehr gepflegte Grab der berühmten vorpommerschen Dichterin Alwine Wuthenow, die am 8. Januar 1908 in Greifswald starb, wird auf Anregung des RPB. fortan von der Stadt Greifswald in dauernde Obhut genommen werden.

4. Am 15. März, dem Heldengedenktag, legte der RPB., vertreten durch seine Beiratsmitglieder Stern und Grütmacher im „Ehrenhain der Niederdeutschen“ in der Jungfernheide in Berlin am Gedenkstein der Pommern einen Kranz nieder.

Walter Schröder.

*

Landsmannschaft der Pommern in Berlin. Auf dem stark besuchten Heimatabend im März berichtete der Vereinsführer, Ldsm. Walter Schröder, zunächst „aus der Heimat“. Dann brachte er einige zeitgemäße Dichtungen von Landsleuten zu Gehör. In den Mittelpunkt eines weiteren Vortrags trat das Lebensbild unserer berühmten vorpommerschen Dichterin Alwine Wuthenow. Zwischendurch erklangen unsere schönen Heimatlieder, von Ldsm. Otto Heitmann begleitet.

Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art in Berlin. Im abgelaufenen Vierteljahr fanden im Friedenauer Ratskeller folgende Veranstaltungen statt: 27. Januar Hauptversammlung und Vortrag von Frau von Haufe über „Männer großer Zeit äußern sich über ihre Mütter“, 24. Februar Vortrag von Frä. Dipl.-Ingenieur Adam an Hand von Lichtbildern über „Pommersche Bauten“, 24. März Plattdeutscher Abend, Vorträge der Landsleute Gentzen und Meseck. Die nächsten heimatlichen Veranstaltungen sind gleichfalls im Friedenauer Ratskeller: am 19. Mai, 18 Uhr, Maienliederabend; am 25. Juni, 16.15 Uhr, Kaffeetafel unter grünen Bäumen im Stadtparkrestaurant Steglitz, Vorträge und Lieder.

Verein der Bütower in Berlin. In unserer Jahreshauptversammlung wurde der langjährige Vereinsführer, Ldsm. von Rekowsky, einmütig wiedergewählt. Auch der Beirat blieb derselbe. Die zweite Sitzung — mit Gästen — fand im März statt

Die besonderen Wünsche des Vereinsführers galten unserm Ehrenmitglied, Ldsm. Crystal, die ihren 83. Geburtstag in voller Frische feiern konnte.

Verein heimat-treuer Pommern in Halle. Die Monatsversammlung im Februar fand als Jahreshauptversammlung statt. Das verflossene Geschäftsjahr 1941 stand weit mehr als 1940 unter den Auswirkungen des Deutschland aufgezungenen Krieges. Der Vorstand war bemüht, die zehn Monatsversammlungen so interessant wie möglich zu gestalten. Mit Filmvorführungen verbundene Vorträge führten uns nicht nur in unsere geliebte Heimat, sondern zeigten uns auch die Schönheiten und kulturellen Bauwerke anderer Länder. Daneben wurden unsere Halle-schen Museen und die Heide aufgesucht und der Verkehr mit unseren Leipziger Landsleuten aufs herzlichste gepflegt. Die Monatsversammlung am 15. März stand im Zeichen des Heldengedenktages. Ldsm. Berckling erzählte über die politische Gliederung Schlesiens, die Landsleute Kapell und Girmann trugen kleinere Erzählungen vor.

Pommersche Landsmannschaft zu Leipzig. Der Heimatabend im Februar hinterließ als Filmabend mit lebenden Bildern einen tiefen Eindruck bei allen Landsleuten. Der Heimatabend im März war zugleich unsere 12. Gründungsfeier. Eine besondere Freude für alle Landsleute war die Anwesenheit des Vorsitzenden des RPB., Ldsm. Walter Schröder. Er gab uns auch diesmal, in Hoch und Platt, aus dem Schatz seiner Dichtungen und Erzählungen geistige Nahrung mit auf den Weg für das vor uns liegende Arbeitsjahr. Ein abwechslungsreiches Programm sorgte für Unterhaltung der Landsleute und Gäste und brachte für jeden etwas. „De Leew bi'n Duwenschlag“, ein Laienspiel, von der Trachtengruppe gespielt, erfreute jung und alt mit seiner derb-komischen Einfalt.

Pommernbund Naumburg (Saale). Im Februar feierten wir unser 20. Stiftungsfest. Der Kriegsverhältnisse wegen fand es nur im engsten Kreise statt. Bei lebhafter Unterhaltung und gemeinsamer Kaffeetafel enteilten die Stunden. Der 75. Jahrestag des Ausscheidens der Thurn-Taxispost aus Deutschland — das Werk von Stephans — veranlaßte noch zu einem kurzen Rückblick auf das Lebenswerk unseres großen Landsmanns.

Pommernverein zu Lübeck. Am 8. Februar fand im Vereinslokal „Fürst Bismarck“ unser 35. Stiftungsfest statt. Zu dieser Feier war der Bundesführer Walter Schröder, Berlin-Köpenick, erschienen. Ldsm. Brookmann sprach über das Vereinsleben in den verflossenen Jahren. Im Anschluß daran ergriff der Bundesführer das Wort, sichtlich erfreut über das gute Gedeihen unseres Vereins und die starke Beteiligung an diesem Fest. Nach einem sehr interessanten Vortrag über die pommersche Heimat erfreute er uns mit hoch- und plattdeutschen Vorträgen und mancherlei Plaudereien, die voller Humor waren und so recht aus pommerschem Herzen kamen. Den Abschluß des sehr gelungenen Festes bildete ein vom Bundesführer gehaltenes Lichtbildervortrag über die pommersche Heimat. Neu aufgenommen wurden in den Verein sechs Landsleute. — Auch unser März-Heimatabend war gut besucht.

Landsmannschaft der Pommern in Neumünster. In der letzten Zusammenkunft, die gut besucht war, gab Vereinsführer Ldsm. Wilhelm Böcker einen eingehenden Bericht über Mitglieder- und Kassenstand. Der Kassenstand ist günstig. Es folgte ein Vortrag, in dessen Mittelpunkt Heimat und Vaterland standen. Den Abschluß bildete wie immer ein gemütliches Beisammensein. Unser Heimatblatt „Das Bollwerk“ wird von allen Landsleuten gehalten und gern gelesen.

Hauptschriftleiter: Wolfgang Hultsch. Schriftleitung: Stettin, Bogislavstr. 9. Fernruf 2 10 64. — Druck: F. Hessenland, Stettin. — Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Stettin, Königstor 8. Haus der Gaupresse. — Fernruf 2 58 91. Preisliste Nr. 11.



Die Einkaufsstätte für Stadt und Land


KARSTADT

Stettin

F. HESSENLAND / GRAPHSCHER GROSSBETRIEB

FERNRUF 30340

FERNRUF 36620

BUCHDRUCK  OFFSETDRUCK
ROTATIONSDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI

F. HESSENLAND / GRAPHSCHER GROSSBETRIEB

In jedes pommerse Haus gehören:

Martin Wehrmann: **Pommern**
Ein Gang durch seine Geschichte - brosch. 1,25 RM.

Martin Keepel: **Ostpommern**
Landschaft und Mensch - kart. 2,20 RM.

Otto Altenburg:
Die Tilebeins und ihr Kreis
geb. 4,80 RM.

Carl Loewe, dargestellt von
Karla König - brosch. 1,50 RM.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Verlag Leon Sauniers Buchhandlung, Stettin



*Einmachen
kinderleicht*

mit
Friko

rohe oder gekochte
Früchte mit oder
ohne Zucker
in Zubindegläsern
und -gefäßen

Verlangt das Friko-
Rezeptheftchen
Beutel 20 Rpf.



Hersteller: Friko-Dortmund, Postfach 225 Ruf: 34732

Trineral
Ovaltabletten

helfen bei

**Rheuma, Gicht, Ischias, Glieder- und
Gelenkschmerzen, Hexenschuß,
Grippe und Erkältungskrankheiten,
Nerven- und Kopfschmerzen.**

Beachten Sie Inhalt und Preis der Packung: 20 Tabletten
nur 79 Pfennig! Erhältlich in allen Apotheken.
Berichten auch Sie uns über Ihre Erfahrungen!

TRINERAL G.M.B.H., MÜNCHEN J 27/950

HERMANN **SARAN** STETTIN

Kleine Domstraße 1: Gute Papier-, Schreib- und
Lederwaren, Bürobedarf, Büromöbel, Büromaschinen
Bestes Kunstgewerbe aus vielen deutschen Gauen

Augustastraße 52: Qualitätsdrucksachen, Buchdruck,
Illustrationsdruck, Offset- u. Steindruck, Lineaturen,
Buchungsmittel, Geschäftsbücher und Handlungsbände

Selt 1882 / 100 Mitarbeiter

Gute Möbel

Gleixner & Delonge
MOBELHAUS

preiswert

Breite Straße 15

STETTIN

Telefon 31711

Landschaftliche Bank für Pommern

(Central-Landschafts-Bank)
Bankanstalt des öffentl. Rechts · Hinterlegungsstelle für Mündelgelder



Stettin Paradeplatz Nr. 40
Fernsprech-Sammel-Nr. 25421

Arnswalde Adolf-Hitler-Straße 1
Fernsprech-Nummer 696

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte für Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Industrie und Privatpersonen

Annahme verzinslicher Einlagen · Sparkonten · Kontokorrentverkehr · Gewährung von Krediten · Diskontierung von Wechseln · An- und Verkauf von Wertpapieren und ausländischen Zahlungsmitteln · Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren und verschlossenen Depots · Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss der Mieter

*Eine Marke
von Weltruf*

TROPON

*Seit 1897 das Zeichen
hochwertiger Heilmittel
und Spezialpräparate*



TROPONWERKE · KÖLN-MÜLHEIM

FELDMÜHLE

UND PAPIER

ein

Begriff

**GESCHÜTZT VOR SORGEN
DURCH DIE ÖFFENTLICHE**

Wer Eigentum, Haus, Hof und Familie
bei uns versichert hat, lebt ruhiger in
der Gewißheit, bei Schicksalsschlägen
der Geldsorgen enthaben zu sein.



**Pommerische Feuerversicherungsgesellschaft
Provinzial-Lebensversicherungsanstalt**

STETTIN · POLTZERSTR. 1